





Class B 1550

Book . R 8

GIFT OF copy 2

ESTATE OF W. R. HESSELBACH









# N i c h t   R e d e n

über die

## Religion

„an die Gebildeten unter ihren Verehrern“

von

Arnold Ruge.

---

Motto:

Statt den Schleiermacher, wollen wir lieber den  
Schleierlöffler spielen: Die Theologie ist  
Meteorologie.

---

Amerikanische Original-Ausgabe.

---

St. Louis, Mo.,

Verlag der „Freien Gemeinde," 311 Elm Straße.

1868.

New York bei B. Westermann u. Co., 410 Broadway.





1

648  
1594

# M i t   R e d e n

über die

## Religion

„an die Gebildeten unter ihren Verehrern“

von

Arnold Ruge.

---

Motto:

Statt den Schleiermacher, wollen wir lieber den  
Schleierlüfter spielen: Die Theologie ist  
Meteorologie.

---

Amerikanische Original-Ausgabe.

---

St. Louis, Mo., 1868.

Verlag der „Freien Gemeinde,“

311 Elm Straße.

copy

BL 50  
.R8  
COPY<sup>2</sup>

---

COPYRIGHT SECURED.

---

Gift of  
Estate of W. R. Hesselbach,  
1920.

## V o r w o r t.

---

Die Veröffentlichung der vorliegenden kleinen Schrift des auf europäischem Boden weilenden **deutschen** Autors, — unsers Wissens die erste derartige Publikation in Amerika, — bezweckt, den Weiterbau der religionsfreien Welt zu fördern. Ein treuer Ausdruck deutschen Geistes, ist eine solche Arbeit ganz geeignet, uns die Eigenthümlichkeit derjenigen Cultur einzuprägen, die wir hier zu vertreten berufen sind. Es ist dies jene eben so gewissenhafte, wie rücksichtslose Kritik, jenes sittliche Interesse an der Wahrheit, das in **Theorie und Praxis die Cultur der Vernunft an die Stelle alles und jedes Cultus setzt.** Diese Eigenthümlichkeit unseres Wesens uns zu bewahren, sie durch Wort und Schrift, in Schule und Haus zu pflegen und in allen Gebieten des hiesigen **religiösen, politischen und socialen Lebens zur Geltung zu bringen,** ist unsere Aufgabe. — Nur in dem Maße, in dem wir **diese Aufgabe erfüllen** und unseren werthvollen Beitrag zur **vernünftigen Gestaltung des Ganzen** liefern, hat die Aufrechthaltung unserer

Nationalität und Sprache ihre vernünftige Berechtigung. Politische Speculanten mögen die verschiedenen nationalen „Elemente“ nach ihren „Stimmen“ taxiren, und s. g. „Führer“ und „Headcenters“ im Interesse ihrer Selbsterhaltung den rohen nationalen Gegensatz, die abgeschmackte nationale Sitte hervorkehren: — Kein nationales Element wird sich durch die Pflege der gedankenlosen Sprache und der culturlosen Sitte hier am Leben erhalten! Nur auf seine Culturbedeutung für die Fortentwicklung des Ganzen kann es seine Existenzberechtigung begründen. So hat die Erhaltung der deutschen Sprache und Sitte nur dann einen Sinn, wenn beide Ausdruck und Träger eines vernünftigen Inhalts sind; — und eine politische Machtstellung des deutschen, wie jedes anderen „Elementes“ ist nur dann ein vernünftiges Ziel, wenn der politische Einfluß als Mittel zur Geltendmachung eines entsprechenden Cultureinflusses verwerthet wird. \*)

---

\*) Ebenso, wie die Unabhängigkeits-Erklärung nicht im Namen nationaler, sondern der allgemeinen Menschenrechte verflündet wurde, ruht das darauf gegründete Gemeinwesen der „Verinigten Staaten“ nicht auf dem Grunde der beschränkten Nationalität, sondern des allgemeinen modernen Geistes, dem alle Nationalität verfallen ist.



Die vorliegende Schrift wird neben dieser in englischer und französischer Bearbeitung erscheinen—ein Beitrag zur internationalen Literatur. Titel und Motto drücken die Tendenz des Verfassers aus. Vor viel mehr, als 50 Jahren machte Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verehrern“ den, seitdem zum so und so vielen Male,—noch letztes Jahr,—wieder aufgelegten literarischen Versuch, Glauben und Wissen mit einander zu verschmelzen, den „Gebildeten“ die Religion schmackhaft und plausibel zu machen. Dieser dialectischen, schleiermachenden Taschenspielererei gegenüber, die im Handumdrehen Religion und Philosophie mit einander verwechselt, ihre Fragen verwirrt, statt sie zu lösen, und ihre Gegensätze verhüllt, anstatt sie aufzudecken, zielt die vorliegende Schrift dahin, daß weder die Religion in der Wissenschaft, noch die Wissenschaft in der Religion Anknüpfung oder

---

Charles Sumner beantwortet die Frage: „Are we a nation?“ — „Wir sind, im etymologischen Wortsinne, der gleichen Abstammung und Sprache, keine Nation; im Geiste der Unabhängigkeits-Erklärung sollen wir Eins—a unit—werden.“

Henry Ward Beecher erklärt: Intelligente und freie Menschen bilden die einzige Grundlage, auf der moderne freie Staaten in Frieden und Prosperität bestehen können.“

Bestätigung zu suchen habe. Die religiöse Frage ist einfach der Mythologie und Geschichte verfallen; und die Religion hat fernerhin Seitens der „Gebildeten unter ihren Verehrern“ nur noch das Interesse des **Wissens** in Anspruch zu nehmen, seitdem ihre—der Religion—Elemente sich in die Natur wieder aufgelöst haben, aus der sie genommen sind.

Möge die Ansicht des Verfassers sich bestätigen, daß „höchst wahrscheinlich auch in religiöser Hinsicht Amerika den Vortritt der Emancipation haben werde,—derjenigen Emancipation, die an die Stelle von Religion und Moral—Philosophie und Republik setzt!“

St. Louis, Mo., 21. Januar 1868.

Carl Lüdeking.

Ä. Ruge,

## Neden über die Religion.

---

- I. Stufen der Mythologie oder Religion.
- II. Poeten, Götter und Philosophen.
- III. Trost der Religion.
- IV. Der gläubige Standpunkt.
- V. Dupuis' astronomische Erklärung.





## Erste Rede.

---

### I. Stufen der Mythologie.

---

Das Gebiet der Märc hen oder Mythen ist ein der Forschung würdiges, es ist das Gebiet des Aberglaubens. Dieser ist der Volksglaube oder die Urweisheit der Menschheit — eine etwas voreilige Wissenschaft, die sich das nur einbildet, was sie lehrt, und ihre Lehren als Erzählungen oder Mythen vorträgt, immerhin aber eine Theorie ist und mit diesen urältesten Eindrücken und Vorstellungen noch immer die Menschheit erfüllt und beherrscht, ihre Religion ist.

Was vor Jahrtausenden ein geistreicher Einfall war, — nennen wir jetzt mit Recht Aberglauben, Glauben an Märc hen, die wider Natur und Vernunft laufen. Die Widerlegung durch die Wissenschaft nimmt aber dem Märchen nichts von seinem Interesse; im Gegentheil, es wird erst interessant, wenn man erfährt, was es bedeutet. Die Enthüllung seiner Bedeutung ist die Aufgabe der Mythologie und Religionsphilosophie, und erst diese Enthüllung ist es, die uns die gegenwärtigen sowohl, als die urältesten religiösen Ueberlieferungen klar macht, und den Ursprung und das Wesen aller Götter nachweist.

An dem Aberglauben unterscheiden wir drei Formen:

1. Die erste Form glaubt an die rohe Anschauung, an das Märchen, als Rohstoff.

2. Eine spätere Ausbildung wird durch künstliche und dichterische Bearbeitung dieses Stoffes hervorgebracht.

3. Und die letzte Gestaltung, deren der Aberglaube fähig ist, erhält er durch priesterliche Speculation über die beiden ersten Formen.

Speculation über den Aberglauben ist Theologie; Speculation über die Wissenschaft ist Philosophie.

Der natürliche oder rohe und ursprüngliche Aberglaube klingt uns jetzt meist befremdlich, besonders wenn er, von dem Märchen losgerissen, als Sitte erscheint; manchmal ist aber auch schon das Märchen selbst eben so räthselhaft geworden; und wir lesen in den neuern Untersuchungen über die Verwandtschaft der verschiedenen, besonders Indogermanischen Mythenkreise, manche überraschende Erklärung, meist einleuchtend genug dargestellt.

Das Wasserpeitschen soll Regen geben, — wie die Blitze die Wasser des Himmels peitschen, die dann Regen herniederströmen. — Damit die Kühe mehr Milch geben, werden sie mit Zweigen der Eberesche gestrichen; die Eberesche ist der Gewitterbaum und das Gewitter befruchtet die Weide der Kühe. \*)

Mit den Besen, worauf die Hexen am 1. Mai durch die Luft nach dem Bloßberg reiten, fahren sie die Winterwolken

---

\*) Siehe Ruhn.

weg und vom Bloßsberge selbst tanzen sie den Schnee weg. \*)

Wenn der Alte dort oben im Donnerwetter Regel schiebt, oder ein großer Wolf — als Gewitterwolke — die Sonne verschlingt; so sind diese Ausdrücke über die Naturerscheinung leicht verständlich, während wider der Sinn des Polterabends, den Schwarz nachweist, daß er eine Nachahmung des Gewitters als einer himmlischen Hochzeit ist, offenbar verloren gegangen ist.

Gewöhnlich werden Thiere, oder Personen, in den Wolken in Thätigkeit gesetzt, wie sie noch immer ein Jeder nach Belieben darin erblickt. Wenn es aber heißt, der Donner sei das Steinegerumpel, das den Wolfenberg herniederpoltere und durch Wolfenlöcher auf die Erde falle, so ist noch weder Thier, noch Mensch zu seiner Erklärung benutzt. Wenn sodann ein Schmied im Donner hämmern und den Donnerkeil herabwerfen soll, so ist dies, nach Ruhn und Schwarz, eine Vorstellung, die schon auf einer höheren Culturstufe erzeugt sein muß, als man nämlich schon schmiedete; und wenn der Donner ein Wagengerassel ist, und der Fuhrmann den Blitz durch Hammerschläge auf die eisernen Räder hervorbringt, so haben wir wieder eine Person; aber der Schmied und der Fuhrmann sind noch keine Götter, eben so wenig als der brüllende Stier, oder das galloppirende himm-

---

\*) Vergl. Schwarz. Die Heren in diesem Märchen sind „Windgöttinnen,“ sind die Frühlingswolken, die über den Himmel hinfegen und mit dem Windgotte, dem Teufel, auf dem Bloßsberg das Frühlingsfest feiern.

Lecky „Nationalismus“ S. 76 zeigt, daß im Mittelalter der Teufel „Stürme“ anrichtet und gewöhnlich „der Fürst der Luft“ genannt wird. Bei Schwarz kann man nur im Register unter „Teufel“ die Stellen nachsehen, wo seine Luft-, Wolken- und Gewitter-Natur bis auf den Schwefelgestank, den der Blitzstrahl hinterläßt, nachgewiesen wird. Auch sein Geschlechtsverhältniß zu den Wind- und Wolfengöttinnen erhält seinen Sinn durch das Gewitter, welches ja entschieden als Geschlechtsverkehr aufgefaßt wird.



lische Pferd gleich Götter sind, wenn sie Donnerer genannt werden. Sie sind nur lebhafteste Veranschaulichungen. Die Phantasie greift, wie Schwarz richtig bemerkt, zu dem bekannten irdischen Vorgange, um den himmlischen in den Wolken zu erklären.

Diese Formen der Phantasie sind ursprünglich u n b e f a n g e n e E r k l ä r u n g e n der Naturereignisse, die nur „Gläubigkeit“ hervorbringen, wenn sie einschlagen und die später oft mit einander um den Vorrang streiten. Sind aber nicht gleich G ö t t e r , d. h. mit Ehrfurcht betrachtete mächtige Personen darin, so enthalten sie doch Keime zu Göttern, und haben im Laufe der Zeit deutlich gezeichnete Götterfiguren hervorgebracht, und zwar allemal aus dem Kampfe verschiedener Erklärungen miteinander.

Wie die K u n s t die himmlischen P e r s o n e n verdeutlicht, so verwäscht die P r i e s t e r s p e c u l a t i o n sie wieder ins Unbestimmte, weil sie von der Anschauung und dem bestimmten Bilde zu willkürlichen Vorstellungen und phantastischen Unmöglichkeiten fortgeht.

Mit den G ö t t e r n , die in den Wolken entstehen, geht es dann im Laufe der Zeit eben so, wie mit dem Wasserpeitschen um Regen, oder wie mit dem Polterabende: ihr Sinn geht verloren, und sie waren schon zu Aristophanes Zeit so entschieden von ihrem Ursprunge, den Wolken, losgelöst, daß der Dichter, um Sokrates zu komödiren, ihm aufbürden konnte, er mache die Wolken zu Göttern; und doch war es gewiß nicht schwer, in Zeus die Donnerwolke zu entdecken.

Auch himmlische Herren schämen sich ihrer geringen Herkunft. Wenn's aber einmal so weit ist, daß Z e u s den Blitz schleudert, also göttliche Personen in Thätigkeit gesetzt sind dann tritt der D i c h t e r hinzu und erzählt uns aus-

führlich den Ursprung und die Thaten dieser hohen Herrscher, — Alles nach seiner Phantasie, wenn auch immer noch aus den Wolken gegriffen, also immer noch durch den natürlichen Gegenstand bestimmt, von dem sich die speculative Priesterphantasie später oft losreißt.

Die Phantasie ist eine Weltmacht. Sie ist der menschliche Geist, ungezügelt durch Vernunft und Wissenschaft. Das Reich des Aberglaubens auf unsrer Erde, das sie geschaffen, ist daher das größte; seine Unterthanen sind zahllos, seine Verfassung, seine Diener, seine Entwicklung sind weitgreifend und von erstaunlicher Lebenskraft; seine Ueberlieferung ist die gäng und gebe Vorstellung und die eingelebte Sitte. Soweit es eine Geschichte hat, ist es die Weltgeschichte; und eine richtige und vollständige Darstellung der Mythologie müßte viele Stufen der Civilisation, viele Revolutionen und Reactionen vor unsern Augen vorüber führen; und noch kann Niemand mit Wahrheit sagen, der Papst sei, selbst in unserer Zeit, ein Anachronismus, die Wissenschaft beherrsche die Vorstellungen der Menschen, und der Kultus der himmlischen Personen des Märchens gehöre der Vergangenheit an.

Schwarz, in seinem Ursprunge der Mythologie, giebt uns eine Reihe abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche, die älter, als die Götter sind; daran haben wir also eine Periode, die der Religion vorhergeht, und die wir, nach dem Wort vorhistorisch, vorreligiös nennen können.

Die zweite Periode ist dann die der Schöpfung und Verehrung persönlicher Götter, die religiöse Periode, die der Poeten als Götterväter und der Priester als Kultusdiener.

Die dritte Periode in der Entwicklung des Volks- oder Aberglaubens endlich ist die der Speculation der

Priester über die persönlichen Götter, die Periode der Priester als Theologen.

Das Wachsthum der letzten Periode hemmt in Europa die Wissenschaft und das weltliche Leben im Staate.

Den Stoff für die Mythologie der ersten Periode verdanken wir dem Vorschlage Jacob Grimms, man möge die Sache einfach historisch nehmen und müsse die rohen Gebräuche und Sagen, wenn sie gegenwärtig auch noch so abstoßend und unsittlich erschienen, als den ursprünglichen Volksglauben ansehen. Daher die Märchen- und Sagen-sammlungen und seine eigne deutsche Mythologie.

Grimm's Schüler verliebten sich nun förmlich in den Aberglauben, wie ein Käfersammler in die Käfer. Ruhn und Schwarz bereis'ten Norddeutschland, um Ueberreste des ältesten Volksglaubens zu entdecken und waren entzückt, „wenn sie besonders bei Schäfern und Jägern so köstliche Ueberreste fanden, daß sie sagen konnten: diese Sitte oder dieser Ausdruck ließ uns Indogermanische Luft athmen, denn sie mußten mindestens 4000 Jahre alt sein. Glückliche, daß wir noch zeitig genug zu einer solchen Grndte gekommen sind, ehe die Eisenbahnen und der Dienst in der Armee diesen ehrwürdigen Nachlaß unserer Vorfahren vertilgt.“

Nach Ruhn und Schwarz wären nun alle Götter Kinder des Gewitters und des Wolkenhimmels, und der bedeutendste Kreis der Unsterblichen ist es, obgleich ein anderer entschieden aus andern Naturerscheinungen entspringt.

„Die alten Indier,“ sagt Ruhn, „halfen Indra, ihrem Donnergotte, durch ihren lauten Gesang und durch den stärkenden Somatrank, wenn er die Asuras bekämpfte; und die Götter Agni, (das Feuer, ignis,) und Soma sind selbst vom Himmel herunter gekommen, um die Menschen zu den Göttern zu erheben.“



Nectar bringt Ruhn mit necare zusammen und vergleicht das altdeutsche Ominis-*Del*, einen Trank der Reth, des Vergessens alles Irdischen, wie Ambrosia der Trank der Ambrotoi, der Unsterblichen ist. Das Soma der Deutschen ist Meth. Sie sind freilich künstlich bereitete, stärkende und berauschende Getränke; schließlich aber erscheinen sie auch als der Alles stärkende und befruchtende Regen, das himmlische Naß der Wolken, das ihnen beim Gewitter entströmt und die Mutter Erde neu belebt.

„Agni ist das Feuer, zum Gott erhoben, dem die Indier Butter- und Soma-Opfer anvertrauten, damit er sie im Rauche zu seinen Freunden in den Himmel emporträge.“

„Im Gewitter wurde dieses himmlische Feuer, der Blitz, eben so entzündet, wie auf der Erde, nämlich durch eine Stange, die in ein Loch mitten in einer hölzernen Scheibe gesteckt und von starken Männern mit einem herum geschlungenen Seile so lange gequirlt wurde, bis es Feuer gab. Das Rumpeln der Stange ist der Donner, das ausbrechende Feuer der Blitz, die feurige Scheibe die Sonne, die nach dem Gewitter oder durch das Gewitter wieder angezündet wird.“ „Diese Quirlstange und die Scheibe sind das älteste Feuerzeug.“

Ruhn bringt diese Stange, Pramantha, mit Prometheus, dem Feuerbringer, zusammen. Zugleich tritt der Vorgang, so aufgefaßt, mit der Zeugung in Verbindung, und das ganze Gewitter wird als Zeugungsvorgang angeschaut; die Stange ist dann der Phallus.

Die feurigen Scheiben, welche bei den Johannis- und Pfingst-Feuern erscheinen, stellen diese neu-befeuerte Sonnenscheibe vor. — Das Feuerrad, welches die Winzer vor den Weinbergen in die Mosel laufen lassen, ist die Sonne,

die in den Wassern des Himmels auslöscht, welche die Weinberge befruchten.

Das Feuer, welches durch das Drehen des Pramantha erzeugt wurde, nannte man jungfräuliches Feuer und wurde vornehmlich zu heiligen Handlungen, besonders gegen Kinderpest und andere Viehseuchen angewendet. Nicht bloß in Indien. Dazu citirt Ruhn eine englische Chronik von 1268:\*) Cum hoc anno pestis grassaretur in pecudes armenti, quidam bestiales idiotas patriae docebant ignem confrictione de lignis educere et simulacrum erectum statuere et per haec bestiis succurrere, und fährt fort: Dies beschreibt Kemble im Miror, Jun. 24, 1826, so: The fuel was ignited by *willfire*, that is obtained by friction; then the cattle was made to pass through the flames in order of their dignity and age, commencing with the horses and ending with the swine.

Wenn die Sonne zu heiß brannte, und Regen nöthig war, so half nach der Rigveda Indra mit einem Donnerwetter. Ruhn giebt die Stelle so wieder:

„Vereint mit dir, o Soma, that Indra Dies: Er ließ Wasser fließen den Menschen, er überwand Ahi (die Trockniß), ließ Wasser fließen und schloß die verborgenen Höhlen auf.“

„Mit dir vereint, o Indu, riß Indra mit Macht das Rad der Sonne nieder, das über den mächtigen Gipfeln erhoben war, und verbarg es sicher vor dem großen schadenstiftenden Feinde.“

Dies erklärt Ruhn so: Ahi, der Drache, ein feindlicher Dämon, hat das Rad der Sonne in seine Gewalt gebracht

---

\*) 1866 war die Civilisation in England schon so weit fortgeschritten, daß der Prediger in der Peterskirche in Brighton nachwies, Colenso sei an der Kinderpest schuld. Es war a day of humiliation.



und eine siedende Hitze verbreitet. Indra mit Soma, dem stärkenden Tranke, dem unsterblichen Amrta (der Ambrosia, dem ewigen Naß der Wolken, aber hier schon zum Gott geworden) reißt die brennende Sonne vom Himmel herunter und verbirgt sie vor Ahi. Wenn Indra in diesem Kampfe Sieger blieb, gewährten ihm die Götter gern den Soma —, den Regen nach dem Gewitter.“ —

„Wie der Göttertrank und das Feuer vom Himmel herunter geholt werden, so kommen auch die Seelen oder die Kinder aus dem großen Wolkenteiche herunter; der Storch bringt sie bekanntlich, der darum auch noch jetzt Adebār (Athemträger) heißt.“

Den Soma bringt Indra in der Gestalt eines Falken herunter. Ruhn führt aus der Rigveda an:

„Gepriesen sei der edle Vogel, der Falke, der freiwillig den Menschen dies Opfer, das die Götter lieben, herunterbrachte. Schnell wie ein Pfeil schoß er mit dem Soma-  
tranke hernieder und fand Ruhn, und brachte den erfrischenden berausenden Soma weit her; er hatte ihn vom Himmel geraubt.“

Wie der Falke den Soma, so bringt Mātariṣvan — der indische Prometheus — den Agni, das Feuer.

Beide erscheinen nun in der poetischen Periode als Götter. Die poetische Periode kann die Götter oder die Personen nicht entbehren. Um die Geschichte auszubilden, müssen handelnde Personen geschaffen werden. Dennoch erscheinen selbst in der poetischen Periode, die religiös ist, weil sie göttliche Personen, d. h. himmlische Machthaber, erzeugt hat, noch die wirkenden Elemente des göttergebärenden meteorologischen Prozesses auch als unpersönliche reelle Elemente, als reeller Regen und wirkliches Feuer.

Dafür, daß die Dichter diese Götterschöpfer sind, haben wir also zuerst die innere Nothwendigkeit, dem Märchen handelnde Personen zu geben, sodann aber auch das ausdrückliche berühmte Zeugniß der Griechen, Homer und Hesiod hätten ihnen ihre Götter gemacht. Und so ist es denn wohl nicht zu bestreiten, die religiöse Periode tritt ein durch diese poetische oder götterschaffende Thätigkeit; dennoch ist man zu sehr an die Ewigkeit der Götter gewöhnt, als daß es nicht immer noch heißen sollte: „Götter, wenn auch vielleicht nicht gleich als ausgebildete Personen, hätten die Menschen immer gehabt.“

Darauf ist zu erwidern: Sie haben sie nicht eher gehabt, als bis sie sie gemacht haben; dies Machen ist die Poiesis, und zu dieser Poesie gehört schon ein Grad der Kultur, der sicherlich nicht der erste ist. Personen in die Märchen einzuführen, welche die Naturereignisse veranschaulichen sollen, oder solche Veranschaulichung, wodurch sie beschrieben werden durch Thaten und Leiden von Personen — wie die Windsbraut, die flieht und verfolgt wird — zu vervollständigen, ist sicherlich ein Luxus, den man gleich Anfangs nicht bei der Hand hatte.

Was also Schwartz *niedere Mythologie* nennt, ist die Märchenwelt der vorreligiösen Periode, in welcher die Märchen noch nicht zu Götterthaten vervollkommen sind.

Aus dieser Periode sind viele unserer Märchen, in denen die Mythologen mit Recht uralte Mythologie, aber sicherlich keine Religion gefunden haben und keine Götter, die durch ihre angebetete Macht erst die Religion hervorbringen. Wenn „der Knüppel aus dem Sack“ der Donner ist, so ist das noch weit von Zeus oder Indra entfernt und sicherlich weit vor beiden

in's Bewußtsein getreten, denn es ist ein viel einfacherer Ausdruck der Sache. Dahin gehören auch alle Wunder, Teufel austreiben und in die Schweine treiben u. s. w., die ja nur dazu dienen sollen, den Glauben an den künftigen Gott, den zum Himmel gefahrenen Menschen, vorzubereiten, also vorreligiös sind.

Eben so ist es mit den rollenden Steinen, die den Wollenberg herunter poltern, mit dem Mangeln, mit der wilden Jagd, den heulenden Wölfen, den Donnerhunden, den brüllenden Stieren, den schreienden Eseln, den galloppirenden Pferden, die alle nach Schwarz den Donner vorstellen, und „nicht symbolisch, sondern als Realitäten zu fassen sind, die von der Erde in die Wolken versetzt werden.“

Daß die wirklichen bekannten irdischen Vorgänge im Gewitter wieder gefunden werden, und daß die verschiedenen Ausdrücke des Gewitters, welche durch solche Versetzung des Irdischen in den Himmel entstehen, verschiedene Stufen der Cultur ausdrücken, ist eine vortreffliche Bemerkung von Schwarz. So sind der wilde Jäger, der hämmernde Schmied, der Wagenlenker Anschauungen einer höheren Cultur, als die rollenden Steine; auch die unflätigen und obscönen Vorstellungen, die als Gleichnisse der Gewitter-Erscheinungen vorkommen, sind gewiß urälteste Urweisheit.

Es ist nun ohne Zweifel einseitig, alle Götter aus dem Gewitter abzuleiten, aber die vielen verschiedenen Wendungen, unter welchen die Dichter das Gewitter in Scene setzen, sind bewundernswürdig und von Schwarz in reicher Zusammenstellung vorgeführt worden.

Er zeigt, daß alle Schlangengötter aus der himmlischen Schlange, dem Blitz, entspringen, daß die Gorgo der Minerva die Donnerwolke ist, eben so Zeus' Haupt, das



Hephaistos spaltet; und Athene, die mit der Lanze daraus hervorspringt, ist die Blitzgöttin.

Vieles zusammengefaßt, gibt die Beschreibung des Gewitterdrachen Typhoeus bei Hesiod in der Theogonie v. 820, die Schwarz nach Voß' Uebersetzung so anführt:

„Von den Schultern

Wandten sich hundert Häupter des grauenvoll schlängelnden Drachen,  
Lebend mit finsternen Zungen umher, und der gräßlichen Häupter  
Jedlichem zuckt aus den Augen ein Blutstrahl unter den Wimpern;  
So aus den Häuptern gesaumt, wenn er schaute, braunt' es wie Feuer.  
Auch war hallende Stimm' in allen entseßlichen Häuptern  
Von vielartigem Wundergetön': denn in häufigem Wechsel  
Lautete jezt für die Götter Verständliches; jezo himmiewer  
Scholl wie dumpfes Gebrüll des in Wuth anrasenden Stieres;  
Jezo gleich wie des Löwen von unaufhaltsamer Kühnheit,  
Jezo gleich dem Gebelfer der Hündlein tönte es seltsam;  
Jezo wie gellendes Pfeifen, das rings nachhalten die Berghöhn.“

In dieser Beschreibung der Blitzesschlangen und der Donnerstimme sind verschiedene *U r a n s c h a u u n g e n*, so in den Thierstimmen; diese ursprünglichen Gleichnisse sind vollkommen deutlich; das Eigenthum des Poeten, „die nur den Göttern verständliche Stimme“, ist dagegen das Undeutliche und Ueberschwengliche, — die reine Arabeske, die in der That kein eigentliches Verständniß mehr zuläßt. Es ist nämlich die Verwirrung in dem Bilde, daß dies Ungeheuer erst der *Embrho* des wirklichen Gewittergottes ist, dessen Stimme dann natürlich Götterstimme ist, und daß dieser *Embrho* dennoch *neben* den Göttern existirt, die erst seine ausgebildete Gestalt sind.

Uebrigens ist die dichterische und künstlerische Ausbildung der Menschen bei den Indiern und Griechen darin gleich, daß die Dichter bestimmte Göttergestalten *hervortreten* lassen, darin aber verschieden, daß die Griechen ihre Göttergestalten in einem so hohen Grade *humanisiren*, daß sie von ihrem Ursprunge, dem Naturboden, losgerissen

und völlig in die Menschenwelt, aus der sie zuerst in die Wolken gelangten, wieder zurückgenommen, ja durch Idealisierung zu Typen der Menschenwelt erhoben werden, während die Indische Poesie und Kunst, also auch die Indische religiöse Anschauung den Zusammenhang mit der Naturanschauung festhält.

Die Indische Religion bleibt viel entschiedener Naturreligion; und gegen den Glauben an diese lebendigen Götter, die in jedem Donnerwetter erscheinen, konnte die Speculation der Priester sich nicht behaupten. Wie in Aegypten der Sonnendienst der Priester dem Thierdienste der Volksreligion weichen mußte, als ein König es versuchte, den Sonnendienst an die Stelle des Thierdienstes zu setzen, so mußte in Indien die Priesterspeculation sich dem Volksglauben anschließen, um sich zu halten. Wir werden dies gleich näher erörtern.

---

## Zweite Rede.

---

Die Indische Speculation der Priester dringt bis zum Aufheben der Götter und der Religion vor — eine höchst merkwürdige Erscheinung, — ist aber nicht im Stande, das Volk aus seinem Glauben an die angeschauten personificirten Naturmächte herauszureißen.

Max Dunder in seiner alten Geschichte hat diese Entwicklung der dritten Periode, der Priesterspeculation, nach Lassen, Roth und Bohlen, ziemlich ausführlich dargestellt. Sie ist in der Kürze diese:

Die Brahmanen, d. h. die Väter oder Vorsteher des Gebets, hatten Indra und den übrigen Göttern die Agni- und Soma-Opfer darzubringen. Ihre Kaste stand in Verbindung über das ganze Land und griff über die einzelnen Staaten über, während die Kaste der Krieger — Kschatrija — und der Bauern und Geschäftsleute — Vaigja — natürlich an die Interessen ihrer Einzelstaaten gebunden und local beschränkt waren. Die Cudras waren die schwarze Urbevölkerung, unterworfen und zu Sklaven gemacht durch die Arier, die von den Feldern und Weideplätzen des Indus her in's Land gefallen.

Die alten Götter der Arier, Personificirungen ihrer Naturanschauungen, hatten einen dunkeln Hintergrund von Dämonen und Ungeheuern zum Gegensatz, wie wir schon gesehen. Indra, der mächtigste, erstgeborne heroische Gott, bekämpft die Dämonen im Gewitter. Varuna,

ouranos, der obere klare Himmel, hat der Sonne, die auch ein Gott ist, der See und den Sternen die Wege gewiesen und die Jahreszeiten geordnet. Die Sonne ist sein Auge, der Wind sein Odem; den Menschen gibt er Vernunft, den Pferden Kraft, den Kühen Milch.

Die Götter nährten und stärkten sich durch Soma. Dadurch wurde er selbst ein mächtiger Gott, ja Vater der Götter.

Die Somaveda sagt: „Soma strömt, bringt den Himmel hervor, die Erde, das Feuer, die Sonne, ja sogar Indra und — die Gedanken!“ —

Die Gedanken über Indra zu setzen, ist sehr richtig, aber doch eine ungewöhnliche Huldigung, zu der sich nicht grade alle Dichter erheben. Daß sie durchs Bier oder den Somatrank erzeugt werden, ist dagegen weniger erhaben und gilt gewiß nicht von allen Gedanken. Nehmen wir hingegen, wie Kuhn uns schon gelehrt hat, Soma für Regen, so wird seine Schöpferkraft schon klarer, denn allerdings wird durch ihn Mutter Erde und durch sie wir alle bei unserer Kraft erhalten. Denn was wären wir ohne Regen?

Merkwürdiger Weise wird nun aber diese Auffassung, daß Soma der Vater der Götter ist, nicht folgerichtig angewendet. Er wird eben so wenig, als Varuna, der höchste Gott. Dies bleibt Indra, bis ein ganz unerwarteter Usurpator ihn überholt.

Das Gebet war bei den Indiern eine Art Zauberei, und aus dieser Zaubergewalt des Gebets und des Somaopfers, wodurch die Götter gezwungen wurden, den Menschen zu Willen zu sein, entsprang der neue Gott. Natürlich verstanden sich nur die Väter, die Brahmanen, auf diesen Zauber, und schon der Name des neuen Gottes zeigt, wessen Geschöpf er war. Brahmanaspati, Herr des Gebets,



hieß der Prätendent auf dem Throne der Welt, — kein Geschöpf poetischer Naturanschauung, sondern ein Kind des Bedürfnisses und des Wunsches, denn er war es, der die Götter durch Somatränke nöthigte, das zu gewähren, warum die Brahmanen beteten. So entspringt er aus der Speculation der Brahmanen.

Dies war eine gewagte Neuerung; aber es ist Logik darin. Brahmanaspati ist eine Art Soma-Agent oder ein Soma-Reisender. „Brahmanaspati“, heißt es in der Rigveda, „erläßt seinen trefflichen Gebetsbefehl, wo die Götter Indra, Varuna, und Mithra (die Sonne) residiren.“

Zu dem Zwecke steigt er in den Himmel hinauf, wohnt also in beiden Regionen, auf der Erde und in und über den Wolken. Er ist der heilige und der spezielle Gott der Brahmanen, und durch seine Gewalt über die andern Götter, die unbefangenen Geschöpfe einer frühzeitigen Naturdeutung, erhebt er sich sofort zur höchsten Stelle und Würde.

Einmal in der Gewalt, wird er Alles in Allem. Die Brahmanen speculirten tief über die Natur ihres Geschöpfes, machten ihn zur Weltseele, und ließen Alles von ihm emaniren und in ihn zurückkehren.

So wurde der Prätendent oder Usurpator Brahma der höchste unsichtbare, immaterielle Gott, die heilige, reine Quelle der ganzen geistigen und materiellen Welt —, natürlich auch Schöpfer der verschiedenen Rassen und sanktionirte diese gräßliche Tyrannei. Die Brahmanen entsprangen aus seinem Munde, (obgleich sie sehr gut wußten, daß es grade umgekehrt der Fall war), die edlen Lords und Krieger aus seinen Armen, die Bauern und Bürger aus seinen Lenden, und die armen Sudras aus seinen Füßen.



Zum Zweck dieses äußerst verständlichen Stammbaumes gaben sie dem Immateriellen einen Körper ganz gegen die alles durchdringende pantheistische Seelenhaftigkeit —, eine Phantasie, wodurch er so berühmt geworden ist, daß man darüber seinen ursprünglichen Stand, die Soma-Agentur, fast vergessen hat.

So wurde Brahmanaspati, den wir gewöhnlich schlechtweg Brahma nennen, der oberste Gott; das Kind der Priester-speculation wurde Herr über die Kinder phantastischer Urweisheit und der Dichter. Und was wurde unterdessen aus den alten legitimen, augenscheinlich nicht bloß in Vorspiegelungen wirkenden Göttern? Sie wurden mediatisirt und als Spezialgouverneure oder Oberpräsidenten über die acht Weltgegenden gesetzt.

Aus dem Herrn des Gebets und des Opfers wurde Brahma nicht nur Herr der Götter, sondern durch weitere Speculation seiner priesterlichen Väter auch noch die Alles durchdringende Weltseele; welch' eine Laufbahn! Aber auf dem Throne der Welt war er ein unerbittlicher Tyrann gegen diejenigen armen Indier, die ihn nicht mit hinaufbesördert hatten.

Freilich sind die Brahmanen, seine verantwortlichen Minister, an allem Unheil ihres grausamen Systemes schuld. Der Glaube ist die Wurzel aller Tyrannie, das Wissen die einzig sichere Grundlage der Freiheit.

Man setzt diese Wendung der Indischen Religion zum Brahmanismus etwa 1300 Jahre vor Christus.

Die Brahmanen waren aber mit ihrer Eroberung des Himmels nicht zufrieden. Sie erfanden auch noch eine äußerst grausame Hölle, — nicht wie in der ersten Anschauung nur die Region unter dem Horizont, aus der

der Gewitterdrache emporsteigt und in die er zurück gedonert wird, sondern eine Strafanstalt der Priester, deren Qualen furchtbar, aber keineswegs der Abschluß des Elends der armen Indier sein sollten; denn aus dieser Hölle mußten die unseligen unsterblichen Seelen wieder auf die Welt zurück kehren, und ein armer Sünder, besonders der Etwas gegen die Brahmanen versehen hatte, konnte, nach den Gesetzen Manu's, verwandelt werden in einen Elephanten, in einen Cudra, in einen Löwen oder Tiger, in einen Vogel, ja selbst — in einen Tanzmeister.

Mit der Furcht vor dieser Hölle und vor solcher Strafe bei der Wiedergeburt hielten die Brahmanen das Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit.

Aber eine schwierige Aufgabe blieb ihnen noch zu lösen übrig. Um ihren Gott und ihre Herrschaft legitim zu machen, mußten sie ihr neues System mit den Vedas in Harmonie setzen. Sie scheinen in der That Hand angelegt und an den heiligen Gedichten geändert zu haben; aber ein vollkommener Erfolg ließ sich damit nicht erzielen; sie brauchten freies Feld für ihre Speculation, mit der sie gleich von vornherein über alle Motive der alten Naturerscheinungen und ihrer Götter hinausgingen; sie legten daher ihr pantheistisches System in ihrem eigenen Werke, der *Mimansa*, Untersuchung, nieder.

Dies System fand in dem eigenen Lager der Brahmanen einen Kritiker an *Kapila*. Er setzte der *Mimansa* die *Sankhya*, der Untersuchung die Ueberlegung oder seine Bedenken entgegen.

Er leugnete die allgemeine Alles durchwaltende Seele der Welt; die Seele verwirkliche sich nur im lebenden Individuum. Die Natur sei reell, und die menschliche Seele,

die Einsicht, das Denken, die einzige, wirkliche, thätige Macht.

Einige seiner Schüler erklärten, die Götter wären auch Seelen, von Menschenseelen nicht gar verschieden; andere behaupteten, diese Götter existirten gar nicht, und es gäbe nur menschliche Seelen, die Vernunft und Einsicht hätten.

Die logische Macht des Widerspruchs trieb selbst in dieser phantastischen Speculation die Entwicklung hervor, und Kapila setzt ganz richtig der selbstlosen Allgemeinheit Brahmas die Wirklichkeit des existirenden Einzelnen entgegen; und noch wichtiger wurde die Verneinung der ganzen Götterwelt, womit die religiöse oder phantastische Speculation über sich selbst hinausging, und Buddha, als consequenter Nachfolger Kapila's, Epoche machte.

Buddha wird etwa 500 v. Ch. gesetzt und sein System, die Auslöschung der individuellen Existenz, heißt die Nirvana.

M. Dunder erzählt: Im Norden des Königreichs Kosala, dicht unter dem Himalaya Gebirge, lag ein kleines Reich, das Kapilavastu, Kapila's Heimath, hieß. Der König Snuddhodana, aus dem Geschlecht der Sakijas, hatte einen Sohn, der berühmt wurde unter seinem spätern Namen Buddha, der Erleuchtete oder der Aufgeklärte.

Der Prinz wurde zum Nachfolger seines Vaters erzogen. Sechzehn Jahre alt, heirathete er drei schöne junge Damen, mit denen er ein glückliches Leben in seinen Palästen führte. Einmal in seinem 20sten Jahre, als er von einem Ausfluge nach Hause fuhr, sah er einen Kranken, einen Greis und einen Todten im Wege liegen und gleich darauf kam er durch ein Dorf, dessen Einwohner im größten Elende lebten.

All dies Elend regte ihn auf. Er begann darüber nachzudenken, woher das Elend entspringe, das die Welt



erfüllt und die Menschheit quält. Er suchte in allem Ernst die Mittel zur Vinderung zu entdecken und beschloß, die weisen Brahmanen darüber zu hören. Er, der Krieger und Nachfolger auf dem Throne der Sakijas, wollte Kron' und Reich im Stiche lassen und sich der Speculation ergeben.

Natürlich widersetzte sich der König Ruddhodana einem so überspannten Plane, aber Buddha verließ heimlich seine schönen Frauen und seine reichen Paläste, schür sich das Haupt und behielt nur einen gelben Mantel zum Andenken an seine königliche Abkunft. Als Bettler kam er nach der Stadt Natschagriha und begab sich dort in die berühmteste Schule der Brahmanen.

Bald lernte er Alles, was sie wußten, aber die Quelle des Elends konnten sie ihm nicht zeigen, und ein Mittel dagegen wußten sie nicht zu nennen. Er verließ sie also und beschloß, in einsamem Nachdenken es selbst zu entdecken.

Sechs Jahre verlebte er so als Einsiedler in Nachdenken verloren. Da saß er einmal unter seinem Feigenbaume, und plötzlich war es ihm, als ginge ihm die große Wahrheit auf. Und in der That ist das Ergebniß seines Brütens berühmt geworden unter dem Namen der *Nirvana* oder der Abtödtung.

Mit einem Scherben in der Hand, um milde Gaben bittend, zog er reisend und die Nirvana predigend im Lande umher. Er lehrte das Volk: Wer mir nachfolgt, wird lernen, was das Elend ist, woher es entspringt und wie es auszurotten ist.

Im 12ten Jahr seines Reisens und Predigens kehrte er nach Kapilavastu zurück. Sein Vater hatte ihn eingeladen; und die Sakijas bekehrten sich zu seiner Lehre. Er blieb jedoch nicht in Kapilavastu, sondern setzte seine Reisen und sein Predigen fort.

Mit der Nirvana hat es nun eine eigenthümlich Indische Bewandniß. Das ärgste von allen Uebeln erschien Buddha und den Indiern überhaupt zu sein, daß das Elend mit dem Tode nicht aufhöre, sondern daß jede Seele unaufhörlich wieder in's Leben und in's Elend zurückgeschleudert werde und es zu keiner endlichen Ruhe bringen könne. Während andere Völker den Tod für das ärgste aller Uebel halten und sich von ihren Märchendichtern das ewige Leben als eine große Vergünstigung versprechen lassen, erschreckte die Indier die ewige Wiedergeburt zu neuen Formen der Existenz, die ihnen in ihrer erwarteten Seelenwanderung bevorstand, und sie sehnten sich nach Nichts insländiger, als nach der Seligkeit eines gewissen wirklichen Todes.

Das System der Brahmanen, die Mimansa, kannte einen solchen Weg zur Ruhe, einen Tod ohne Auferstehung, nicht. An die Santhja Kapilas schließt sich aber die Nirvana unmittelbar an.

Buddha fragte: „Was ist die Ursache des Alters und aller Leiden? — Geboren zu werden. — Was ist die Ursache der Geburt? — Sinnlichkeit. — Was die Ursache der Sinne? Die individuelle Existenz. — Und was ist die Ursache dieser Existenz? — Unsere Denkkraft, die unsere Seele selbst ist,“ antwortete er mit Kapila. — Diese beruht wieder auf der Möglichkeit des Lernens. — Die bloße Möglichkeit des Lernens ist die Unwissenheit. — Folglich wird die Aufhebung der Unwissenheit die Ursache unserer Existenz aufheben und so die große Aufgabe der Abtödtung des Individuums gelöst sein.“ —

Durch diese seltsame Entdeckung war nach Buddha die Abtödtung des Grundes unserer Existenz denkenden und forschenden Geistern erreichbar gemacht.

Wer dieses glückliche Ziel erreichen wolle, sagte Buddha zu seinen Anhängern, der müsse dieser Welt entsagen und in Keuschheit und Armuth leben. Seine Anhänger nannten sich daher Bhikschuh — Bettler — oder Cramana — Bändiger der Sinne. Sie schoren sich, wie Buddha, Gesicht und Haupt, trugen ein gelbes Gewand und gingen betteln mit einem Scherben, wenn sie predigend das Land durchzogen.

Das Volk müsse friedlich leben, berauschende Getränke meiden, regelmäßig essen, sich einfach kleiden, sich gegenseitig beistehen, um das Elend dieser Welt zu lindern, und lieber Unrecht leiden, als Andern Schmerz bereiten.

Die Nirvana drehte sich zwar um eine religiöse Phantasie, aber der Buddhismus nahm von da aus eine ethische Wendung und warf die ganze Naturreligion, alle Götter und die Dogmatik der Brahmanen über Bord.

Buddha gewann mehrere Könige für seine Lehre, die sich rasch über Indien ausbreitete.

Bei seinen Predigten brauchte er nicht die heilige Sprache der Vedas, sondern die Volkssprache und redete öffentlich ebensowohl zu den Cudras, als zu den Ariern. Dies war schon eine verwegene Neuerung. Aber er ging noch weiter, hob die Kasten auf, und nahm Bettler, Verbrecher, ja sogar Cudra-Weiber unter seine Jünger auf.

Tugend, sagte er, hange nicht an Stand und Kaste.

Auf diese Weise machte er eine religiöse und gesellschaftliche Revolution, einen Umschwung zur Vernunft und zum Guten, der seines Gleichen nicht hat, und das ohne alle Gewalt, lediglich durch die Macht der Rede. Dies waren die Erfolge Buddhas und seiner Jünger, der Bhikshus.

An dem nämlichen Orte, unter dem Feigenbaume, wo ihm die Nirvana aufgegangen war, starb der gute und edle



Buddha bei frommer Betrachtung, und starb, um nie wieder geboren zu werden. Die Asche des wohlthätigen Mannes, des reinen Buddha, an dem kein Makel haftete, wurde in einer goldenen Urne aufbewahrt.

Nach seinem Tode breitete seine Lehre sich weiter aus. Magadha hieß der Hauptsitz des Buddhismus; und der König Asoka machte ihn zur Staatsreligion. Dies gab der Bewegung einen neuen Schwung; und einmal hielt der König eine Versammlung, zu der 700,000 Bhikshus erschienen. Seine Majestät führte den Vorsitz über diese Versammlung von Bettlern.

Buddha wurden Statuen errichtet; man verehrte ihn wie einen Heiligen; bald betete man ihn an. Seine Asche wurde als heilige Reliquie an die Städte Indiens vertheilt. An die Fäulnis und der Aberglaube, die er verbannt hatte, kehrten sich wieder ein. Buddha, der Feind der Märchen, wurde selbst ihr Gegenstand, und es hieß, Buddha habe die Götter Indra und Varuna zu seinem System bekehrt, d. h. habe sie selbst davon überzeugt, daß sie nicht existirten.

Aber den Humor, dies einzusehen, hatten freilich die guten Indier nicht. Sie hingen an ihren Göttern, an ihrem Aberglauben, an ihren Ketten. Buddha hatte tauben Ohren gepredigt: ihnen fehlte seine Entwicklung zu der Einsicht, daß die Natur eine selbstständige Wirklichkeit sei. Sie hatten ihre Märchen noch im Kopf, nach denen Personen hinter den Naturerscheinungen stecken sollten: Rudra, der Brüllende (Donnergott), Civa, seine Wirkung, die Fruchtbarkeit oder das Wachsthum, zusammen Rudra-Civa — das befruchtende Gewitter — tritt an die Stelle Indras. Der Stier ist ihm heilig. Ein anderer Gott, Wischnu, waltet in der angenehmen Erscheinung der Luft und des

Lichtes, des blauen Himmels und der blühenden Erde, ein neuer Varuna.

Diesen sichtbaren wirkenden Naturgöttern war das Volk nie entfremdet worden. Es hatte sie früher dem Spirituallismus oder Pantheismus seiner weisen Brahmanen entgegen gesetzt, es machte sie jetzt geltend neben Buddhas mildem Moralsysteme, das allen Cultus und alle Göttermärchen beseitigen sollte. Die Ammenmärchen sind so unsterblich, als die Animen.

Dies benutzten die Brahmanen. Sie nahmen die Volksgötter *Civa* und *Wishnu* an; nur gaben sie ihnen eine etwas andere, eine phantastisch-speculative Bedeutung, mit ihrem Gotte zusammen: *Brahma* war der Schöpfer, *Wishnu* der Erhalter, und *Civa* der Zerstörer. Dies ist die Indische Trimurti des wiederhergestellten Brahmanenthums, das etwa 230 v. Ch. diese Restauration vollzogen hatte.

Hatte Buddha als Mensch unter Menschen gelebt, mußte nun auch *Wishnu* in wiederholten Incarnationen auf Erden erscheinen.

Auch die *Nirvana* konnten die Brahmanen nicht bei Seite lassen; der Gewinn des ruhigen Todes war zu viel werth. Sie setzten ihr die *Joga*, die Vertiefung in's Nachdenken entgegen, wodurch ebenfalls die Seelenwanderung vermieden und Ruhe in *Brahma* erlangt wurde.

In der *Joga* heißt es: „Wer zur höchsten Vollendung gelangen will, muß fern von Menschen seine Sinne gänzlich einziehen, wie die Schildkröte ihre Glieder einzieht, und sich jeder sinnlichen Erregung enthalten. Er muß auf einem Sitz, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, von Kugagrass mit Fellen bedeckt sitzen, seinen Athem anhalten, seine Augen nach der Spitze seiner Nase richten und von Zeit zu Zeit den heiligsten Namen der Gottheit, *Om* (das) aussprechen.



Alle seine Gedanken muß er auf die Seele des Weltalls richten. So wird er sich befähigen, diese Einheit in aller Verschiedenheit zu erfassen. Und wenn er durch solche Betrachtung sich tief in sein eignes Selbst vertieft, wird er zu Brahma zurückkehren, er wird selbst Brahma werden, und seine Seele in ihm aufgehen. Dann braucht er keine Wiedergeburt zu fürchten." Und für dies Verfahren brauchten die Brahmanen sogar das Wort Nirvana.

Auf diese Weise schlugen die pfiffigen Brahmanen ihre Gegner, die Buddhisten, an allen Punkten, beim Volke und bei den Gelehrten, und richteten ihre Herrschaft wieder ein, versteht sich mit allen Greueln der Kastenunterschiede und mit den absurdesten Ceremonien des Aberglaubens, eine Restauration, die nun schon über 2000 Jahre dauert und sich offenbar noch nicht ausgelebt hat.

---

### Dritte Rede.

---

So werden in Indien die vorreligiösen Märchen zu religiösen, es werden Götter daraus gebildet, und die Naturmärchen in den Vedas poetisch und dramatisch gestaltet.

Diese poetische Götterwelt, die auch schon Cultusdiener hat, wird dann Gegenstand der Priesterspeculation. Der Priestergott Brahmanaspati wird erschaffen und ausgebildet. Es entstehen positive und negative dogmatische Systeme, die Mimansa und die Santhja, dann das antireligiöse und atheistische System Buddhas, die Nirvana, und endlich die religiöse Contrerevolution des Volksglaubens und des neuen Brahmanismus.

Die Voraussetzungen der Buddhistischen Speculation sind religiöse Dogmen, der Stoff — vornehmlich die Seelenwanderung — ist ein phantastischer; das Hauptübel — die Unmöglichkeit des Sterbens — ein eingebildetes; das Mittel dagegen, welches die Nirvana angiebt, ist eben so phantastisch und pure Einbildung. Rechnet man noch freiwillige Armuth und Erödung der Leidenschaften und der Sinnlichkeit hinzu, so wird der Widersinn vollständig. Denn es wäre nicht die Reform, sondern die Abtödung der Gesellschaft, wenn Alle zum Bettel griffen, statt zur Arbeit, und zur Ascese, statt zur Naturüberwältigung durch Cultur. Allerdings bleibt also der Buddhismus, trotz all seinem ethischen Humanismus, phantastische Speculation, die der Natur und dem Wesen der menschlichen Gesellschaft zuwider läuft.

Zugleich ist er negative Theologie und, was merkwürdig ist, das einzige System auf dem Boden der Phantasie, oder die einzige Secte, welche die Naturgötter, d. h. die Götter ganz beseitigt. Daß diese Aufhebung der Religion nicht vorhält, und Buddha gleich darauf selbst in den Himmel versetzt, d. h. zum Gott gemacht wird, ist nicht die Schuld Buddhas.

An diesem Punkte fällt ein neues Licht auf die Religion.

Kein Gott ohne Himmel, und eine gewaltige Person, in den Himmel versetzt, ist ein Gott. Gott und Naturgott ist also Ein Begriff, Religion und Naturreligion ebenfalls. Buddha und Christus müssen erst gen Himmel fahren, d. h. in die Natur und unter die Naturgötter zurückkehren, um Götter zu werden. Und die griechischen Ideale bleiben auf dem Olymp, trotz ihrer Vermenschlichung, d. h. sie bleiben in der Natur, und von Brahmanaspati ist nur zu sagen, daß er gleich damit beginnt, zum Himmel hinaufzusteigen, um die andern Götter durch Soma zum Nutzen der Gläubigen in die richtige Gemüthsverfassung zu setzen.

So lange der Buddhismus keinen Himmel und keinen Gott hat, ist er eigentlich keine Religion, sondern nur phantastisches, ethisches System, dem allerdings der mythische Ursprung noch anklebt.

In Griechenland werden die Naturgötter durch Künstler menschlich gestaltet: die Personen werden aus den Wolken wieder in die Menschenwelt zurückgenommen und ganz mit menschlichem Maße gemessen; aber diese ästhetische Bewegung geht nicht über die Götter hinaus. Sogar eine Götterbildung durch spekulirende Priester, — wie in Indien und Aegypten, wo Priestergötter neben den Volksgöttern auftreten, — finden wir hier nicht. In Griechenland gehen erst

die Philosophen über die Götter hinaus, zuerst die Naturphilosophen und am gründlichsten Heraklit, der ihre Namen nur benutzt, um seine Gedanken hineinzulegen.

In Griechenland wird die Speculation sogleich Naturphilosophie und Logik, d. h. Wissenschaft.

Aus der wissenschaftlichen Speculation der Griechen entwickelt sich sodann in Alexandrien wieder die phantastische, theologische, orientalische Speculation. An sie schließt sich der ethische Humanismus des Christenthums an, der mit seiner allgemeinen Brüderschaft und mit seinem „lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun,“ und auch mit seinem predigenden, reisenden, freiwillig armen, mönchischen Stifter, der auch eines Königs Sprößling sein soll, stark an Buddha erinnert. Das Christenthum schließt sich an die Alexandrinische Theologie an als scholastische Speculation, deren Magd die griechische Philosophie wird.

Wie der griechische oder *artistische* Humanismus die Naturgötter nicht los wird, sondern sie nur idealisirt, so behält auch der christliche oder *ethische* Humanismus die Naturgötter bei und zwar völlig gestaltlos und ungestaltet. Alle Versuche, den Gott der Oberwelt, Gott Vater, und den Gott der Unterwelt, den Teufel, zu humanisiren, mußten mißlingen, da die Kunst den allgegenwärtigen Gott eben so wenig gestalten kann, als den Brahma, da seine Menschwerdung nicht wirklich sein soll, und da der Teufel, sein Widerpart, die Ungestalt sein und bleiben soll.

Bekanntlich hat Göthe im Faust den Teufel zum Menschen zu machen gesucht. Man wird nicht sagen können, daß es ihm vollständig gelungen sei, und doch war es zu einer Zeit, als er in Deutschland mit dem Teufel machen konnte, was er wollte. Mephisto ist aber eine Abstraction geblieben, kein Mensch geworden.



Die Menschwerdung im Christenthum ist nur halber Humanismus, er ist's im Grunde nur dem Namen nach, denn der Sohn erkennt den Vater im Himmel noch außer sich an; ja, dieser Vater hat ihn nicht als Mensch, sondern als ächter Gewittervater, wie Zeus den Dionysos oder den Herakles, erzeugt; er ist der himmlische Vater, der aus den Wolken herabkömmt.

Im Griechenthum werden die göttlichen Personen aus dem Himmel auf die Erde zurückgeführt und bekommen eine menschliche Gestalt und völlig menschliche Bedeutung; im Christenthum erscheint der Mensch neben dem Naturgott, dem himmlischen Vater. Wenn dann auch der Mensch noch wieder gen Himmel fährt, so fährt mit ihm auch dieser halbe\*) Humanismus wieder in die Natur zurück; denn der Himmel ist die Natur.

Am Himmel und Hölle, Oberwelt und Unterwelt, Wolkenregion über dem Horizont und der Welt unter dem Horizont, haben wir sodann im Christenthum auch die ganze phantastische Fertlichkeit der Alten, d. h. der Naturreligion wieder, in der nun auch unsere, die christlichen Naturgötter, wohnen und trotz aller Astronomie und Geologie, nach denen es weder Oben noch Unten giebt, ruhig fortwohnen.

Wie man bei der Eintheilung der religiösen oder mythischen Welt, die das Christenthum macht, nämlich in Ober- und Unterwelt, jede mit einem Haupt- und vielen Nebengöttern,

---

\*) Wenn daher die christliche Kunst, als z. B. Malerei und Sculptur, religiös bleiben will, so muß sie vom Reinemenschlichen abweichen, fällt also in's Verzerrt-Menschliche. Nur die wirkliche Mutter, das wirkliche Kind und der wirkliche Mensch, in dem Reinemenschlichen gemessen, bleiben schön. Daher die augenverbrehenden Heiligen und die aberweisen Kinder unschön werden. Selbst die Figuren der Sixtinischen Madonna von Raphael leiden an dieser Verdrehung. Uebrigens ist das Bild merkwürdig dadurch, daß es den ganzen Vorgang in die Wolken verlegt, wohin er gehört.

vom Monotheismus des Christenthums hat reden können, ist nicht grade leicht zu begreifen. Auch wäre ja mit einer einzigen Person gar keine Geschichte von irgend einem Interesse zu Stande zu bringen; und bekanntlich leiden die Christen keinen Mangel an ächt orientalischen Märchen. Im Himmel über uns, in und hinter den Wolken wohnt und regirt, läßt regnen, donnern und blitzen und die Sonne scheinen Gott Vater mit seinem Sohne und den Engeln, der Jungfrau Maria, den Heiligen und den Seligen; in der Hölle unter uns wohnt und herrscht der Teufel und die übrigen gefallenen Engel mit den Verdammten. Nicht nur Dante und Milton, sondern auch die schottischen Priester haben sich die undankbare Mühe genommen, uns diese Straf-, d. h. Marter = Anstalt des Wahnsinns näher zu schildern; aber, wie es dabei geht, authentisch sind diese Schilderungen eben darum nicht, weil wir ihre Autoren kennen, also wissen, wer uns zum Besten hält.

Gott im Himmel kämpft den dunkeln Gott, den bösen Dämon, in die Unterwelt nieder, er schleudert den Abtrünnigen in die Hölle. Natürlich trägt der Himmel den Sieg davon über „die Pforten der Hölle“, aus denen die dunkeln Gewitterwolken über den Horizont emporsteigen. Der niedergedonnerte, in die Hölle gestürzte Gott existirte schon vor dem Sohne; aber der Sohn, der eingeborne (einmal geborne d. h. mythische) Sohn muß ganz eigentlich diesen Sieg davon tragen, „die Pforten der Hölle überwinden,“ ja sogar „zur Hölle niederfahren“ und sie in Besitz nehmen. Aber wie entscheidend das Märchen oder die Mythe uns auch diesen einmaligen Sieg vortragen mag, der dunkle Gott lebt und wirkt nach wie vor; die Gewitterkämpfe dieser Naturgötter wiederholen sich, und von ihrer Wiederholung kann „die Erlösung“ die Welt nicht erlösen. Der dunkle

Dämon steigt immer wieder über den Horizont empor, ja, die Schotten, die ihn mit besonderm Interesse studirt haben, behaupten, „in der Länge der Zeit sei er nur noch schlimmer und gefährlicher geworden,“ und der Kampf „des Guten und Bösen“ nimmt kein Ende, „die Pforten der Hölle“ sind, trotz all den kämpfenden Priestern, die dem oberen Gotte mit eifrigem Zurne beistehen, noch immer nicht überwunden; der christliche Mythos hat eben so wenig, als irgend ein anderer Mythos die Wiederholung des Naturereignisses hindern können, das er bedeutet. Und was das Dämonische des Bösen anlangt, das natürlich jedem noch in der Religion Befangenen als der ausschließliche Charakter unsers Teufels einfällt, so kämpfte Indra ebenfalls mit Dämonen und übelgesinnten Mächten. In der Schweiz, im Canton Schwyz, läutete man während eines Gewitters, das ich dort erlebte, alle Kirchenglocken, offenbar, um den richtigen Verlauf des himmlischen Kampfes zu fördern und den Blitz von den Häuptern der Gläubigen abzulenken.

Die christlichen Götter sind Naturgötter, wie alle übrigen, und es wird Nichts damit gewonnen, daß man den Himmel in's Unendliche ausdehnt, oder gar die Hölle ganz abschafft. Ob der Gott hinter den Wolken, oder hinter den Sternen wohnt, ist vollkommen einerlei, und das personificirte Weltall ist eben so gut ein Naturgott, als das personificirte Gewitter, der Vater Zeus, der Donnerer.

An diese christlichen Götter knüpft sich dann sofort eine weitläufige Priesterspeculation, die sogar in den Concilien zu bestimmten Satzungen des Priesterreiches verarbeitet wird. Diese Priesterspeculation unterwirft im Laufe der Zeit die philosophische und wissenschaftliche Speculation, die sie bei den Griechen vorgefunden, völlig ihrem Aberglauben. Ihn und nur ihn hatte die Wissenschaft des



Mittelalters zu beweisen, und eine lange schmachvolle Zeit hat sie dieser unfruchtbaren Aufgabe gewidmet.

Seit 300 Jahren jedoch haben Wissenschaft und Philosophie sich immer mehr und, endlich in unsern Tagen, haben sie von der Priesterspeculation, deren Gegenstand die christlichen Glaubensmärchen sind, sich gänzlich wieder befreit.

Freilich ist diese Befreiung immer noch ein sehr vereinzeltes Ereigniß; und noch heutiges Tages giebt es wohl kaum einen einzigen Professor der Philosophie, der nicht genöthigt wäre, Christus als Gott und den Donnerer, Gott Vater, als den Schöpfer der Welt anzuerkennen; ja, die Mythologen selbst bedenken sich keinen Augenblick, es wie der Dr. Schwarz zu machen, der erst unwiderleglich nachweist, daß Jehovah der Gewittergott, daß der Teufel dergleichen, nur in überwundener Gestalt, und daß die Cherubim Donner und Blitz sind, um dann in den zwei letzten Sätzen seines geistvollen Buches anbetend „vor diesem offenbarten und wahr gewordenen Gotte“ niederzufallen — ein Berliner Phidias! \*)

---

\*) Wer Christus den Gottmenschen nicht anerkennt, ist kein Christ, wer nicht an Gott Vater im Himmel glaubt, ist ein Atheist, sagen die Theologen und mit ihnen die Kultusminister, diese modernen reges sacrileculi; und darin haben sie auf ihre Art Recht. Die Aufklärung über diese eiglichen Punkte ist daher wohl grade jetzt wieder mehr verschwiegen, als bekannt. „Gott und Unsterblichkeit“, des alten Moses Mendelsohn Motto, wird allenfalls gutgeheißen; aber das ist ja nichts anders als völliger Rückfall in die nackte Naturreligion und das Aufgeben des ethischen und mythischen Humanismus, daß wir alle Brüder sind und daß der Gott Mensch geworden. Dies sind aber zwei Punkte, die, richtig verstanden, der Menschheit zu einem großen Aufschwung verholfen haben. Der Atheismus sodann, ist, wie Heinrich Heine richtig sagte: le dernier mot du theisme, also immer noch Religion, ein praktisches Verhalten zu den Göttern. Der Wissenschaft kann es aber nicht darauf ankommen, den Gott Indra, Zeus, Jehovah, Gott Vater zu leugnen, sondern seine Entstehung und seine Entwicklung zu erklären und zu verstehen, was freilich dem Uberglauben ein Ende macht, aber ein völlig theoretisches Verhalten zu den hohen himmlischen Personen ist.



Man sieht es an seinem Beispiele: Alle Erklärung der Mythen, selbst der jüdischen und christlichen, macht die Menschen nicht frei. Zu dieser sonst vortrefflichen *Dianoia* (Wissenschaft) gehört noch die *Gnosis* (das Wissen) der Philosophie. Und selbst die Philosophie haben wir immer noch erst zu reinigen und ganz auf ihre eigenen Füße zu stellen, um die Welterklärung durch Märchen und Mythen los zu werden und die wissenschaftliche Welterklärung zur Alleinherrschaft zu bringen.

Zu den Indischen Stufen der Mythologie kam also zuerst hinzu der *ästhetische Humanismus* der Griechen, der die himmlischen Personen wieder in die Menschenwelt zurücknimmt, sodann der *ethische und mythische Humanismus* des Christenthums, der die wissenschaftliche Philosophie

✕ Merkwürdig wird von hier aus der Gesichtspunkt, unter dem einige berühmte Bücher erscheinen. „Das Leben Jesu“ von D. Strauß und von Renan, beide gehen auf das Märchen mit Interesse ein; es wird aufgehoben, aber unmittelbar darauf wieder hergestellt, weil die Form der Religion noch anerkannt wird. Strauß spricht sogar von „dem religiösen Genius“ und seinem „Cultus.“ Strauß' Dogmatik ist sodann scholastische Kezerei, Priesterphilosophie, die christliche Sanktja. Ludwig Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ übersteht das Element der Naturreligion im Christenthum und nimmt es aufs Wort an, daß das Christenthum Humanismus sei. Sonst ist der Nachweis, daß die Theologie Anthropologie sei, ganz richtig, da ja auch die Naturgötter nur Menschen sind, Menschen, in die Wolken, in die Oberwelt und in die Unterwelt hinhantastirt. Die Einsicht, daß alle Götter Naturgötter und alle Religionen Naturreligionen sind, ist aber eine sehr fruchtbare und nicht zu vernachlässigen.

Die Darstellung des Christenthums als Naturreligion und seine Uebereinstimmung mit den übrigen bekannten Naturreligionen braucht nur angedeutet zu werden, um in der Hauptsache einzuleuchten. Sie bis ins Einzelne hinein durchzuführen, würde dem Hochmuth unserer Gläubigen vielleicht zu stark ins Gesicht schlagen. Der Dr. Schwarz schließt daher besänftigend: „Der jüdische Gott sei zwar aus der Natur hervorgegangen, habe sich aber in der alttestamentarischen Geschichte (!) offenbart, bis die Hütung des Gesetzes und die messianische Verkündigung an Den übergegangen (!), welcher kam, das Gesetz zu erfüllen und uns den Gott lehrete, welcher ist ein Gott aller Völker, wie jedes Einzelnen Vater.“ Amen! Man sieht, er hat beten gelernt und kennt die Litanei, ja, er weiß sie noch zu mystificiren, „trotz alledem!“

der Griechen dem Aberglauben dienstbar macht und noch jetzt die civilisirte Welt beherrscht. In der neuern Geschichte verweltlicht die französische Revolution den ethischen Humanismus in ihrer unsterblichen Devise: Egalité, fraternité, liberté, und in der neuern Philosophie befreit sich die Wissenschaft immer mehr von den religiösen Phantasieen, bis sie sie schließlich ganz durchschaut und erklärt. Dadurch verliert der Aberglaube die Weltherrschaft, und auch das christliche Rom wird eine Ruine.



## Vierte Rede.

---

### II. Götter, Poeten und Philosophen.

---

In der unkünstlerischen Phantasie liegt schon der poetische Trieb der Anschaulichkeit, denn nur durch schlagende Anschaulichkeit kann sich der erste märchenhafte erklärende Ausdruck (der Naturerscheinung) durchsetzen; und in der künstlerischen Verarbeitung dieser Phantasieen liegt schon das Speculative der spätern Periode; aber Homers und Hesiods Speculation ist noch Sache der Anschauung, sie speculiren über die Formen, die Thätigkeit und die Leiden des Gottes. Dagegen verläßt die priesterliche Speculation die Region der Anschaulichkeit, sie bleibt Phantasie, sie geht von den Kindern der unkünstlerischen und künstlerischen Phantasie aus, aber phantasirt sich in's Ungeheuerliche und Formlose hinein. Das Moment des Denkens, der Dialektik, der Gegensätze, welches in diese phantastische Speculation hineinspielt, steht aber unter der Herrschaft der religiösen, phantastischen Voraussetzung. So ist es in Indien, so ist es ausgesprochener Maßen im Mittelalter.

Die christliche Speculation nimmt die ganze jüdische Mythologie auf; hat aber keine eigne poetische oder künstlerische Periode als Vorläufer. Diese liegt im alten Testamente. Die Märchen, welche die Christen haben,

geben sich für Biographie und Geschichte, sind Prosa und gehen offenbar schon von der priesterlichen Speculation aus. Wenn nun dem Christenthume die Periode der Poeten oder der künstlerischen Bildung seiner Götter fehlt und wenn es gleich mit der priesterlichen phantastischen Speculation beginnt, so kommt dies daher, daß ihm die griechische Philosophie unmittelbar vorhergeht. Die griechische Philosophie ist aber die Periode der Ueberwindung der poetischen Speculation, wie man Hesiod und Homer wohl nennen kann, da man sie ja von den griechischen Philosophen immer so behandelt sieht.

Natürlich denkt man bei christlicher Dichtung an Dante, Milton und Klopstock. Aber alle Drei finden die christliche Götterwelt fertig vor, und sind nicht im Stande, irgend welche Volksanschauungen wesentlich zu bilden oder umzubilden. Sie schaffen keine Götter. Dies Geschäft war lange vorher von andern Händen besorgt worden, ehe sie zur Welt gekommen. Ihre Bemühungen sind also, religiös genommen, überflüssig, spielen ohnmächtig nebenher, und können nur als Spiel in Betracht kommen, da kein Mensch je an sie geglaubt hat. Sie sind keine Götterbildner, ihre Werke keine heiligen Schriften geworden und verblassen sogar gegen die priesterliche Ueberlieferung im neuen Testamente, die speculative Arumthe des Christenthums, die ihren Dichtungen zu Grunde liegt. Das plastische, malerische oder poetische Interesse ist von vornherein durch die phantastische Speculation verdrängt. Miltons Teufelscharaktere sind interessant (Liebert in seinem Milton zeigt, daß Satan Cromwell ist), aber religiös haben sie nicht eingegriffen, sind vielmehr verhältnißmäßig unbekannt geblieben.

Das praktische Verhältniß, uns die Götter gnädig zu stimmen durch den Cultus, verliert sein Interesse, sobald die



göttlichen Personen nach ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung erkannt sind; das theoretische Interesse, uns die Naturerscheinungen, ja, die Entstehung der Welt durch Märchen der Vorzeit zu erklären, können wir ebenfalls nicht mehr hegen: wir verlangen mit Recht eine wissenschaftliche Erklärung. Nur das Denken kann uns das Geheimniß der Natur und des Geistes offenbaren. Das theoretische Interesse der Religion wird also durch Wissenschaft und Philosophie ersetzt.

Der Mensch hat allerdings von Anfang an — und die Märchen sind älter, als die Wissenschaft — den Trieb, sein Wesen, die Vernunft, in Allem wieder zu finden. Darum versetzt er vernünftige Personen in die Wolken und macht sie zu Lenkern und Werkmeistern der Natur. Dieser Trieb beherrscht die Mythen- oder Märchenbildende Phantasie. Sie erklärt sich die Natur durch die Personen, die sie in den Himmel und in die Erde hinein dichtet. Für uns ist nun wieder die Erklärung des Wesens solcher erdichteten Personen oder des Märchens, in dem sie handeln, die Naturerscheinung. Das Märchen erzählt, Indra spaltet die dunkle Wolke mit dem Blitzstrahl; wir sagen, Indra ist also das Gewitter. Für uns ist das Gewitter unmittelbar der Proceß, in dem Vernunft ist. Aus dem Triebe der Phantasie hingegen, Vernunft in die Naturerscheinung hineinzubringen, entsteht das Märchen \*) oder der Mythos, d. h. die Verwandlung der Naturbegebenheit in

---

\*) Das Märchen ist daher nicht absolute Willkür, wie die Romantiker es gefaßt haben, sondern es hat seinen Sinn und sein Regulativ an der Naturerscheinung. Es kann sie auch an den Gesetzen der ethischen Welt haben; immer aber muß es die Wahrheit, die es nicht ist, bedeuten. Dies ist der Grund, weswegen das Märchen, als nicht Selbstzweck, eine untergeordnete Dichtungsform, ähnlich der Fabel, ist. Das Märchen ist dann oft zu höhern Formen und wieder zum Selbstzweck erhoben worden, z. B. die Mythen in den griechischen Dramen.

eine Geschichte. Dies ist die älteste Meteorologie, deren voreilige Erklärung durch den Gott noch immer neben der Wissenschaft herläuft und bei weitem populärer ist, als sie.

Offenbar ist nun hauptsächlich das Gewitter in Mythen oder menschliche Geschichten, in denen Personen thätig sind, umgewandelt worden. Indra, Zeus, Jehovah beweisen das; sie sind Wettermacher.

Das Gewitter ist die Hauptbegebenheit des Wolkenhimmels; und die Wolkenregion gilt hier so gut für den Himmel, als der Sternhimmel und das äußerste Gewölke.

Kuhn und Schwarz bringen alle möglichen Mythen und Götter mit Gewitter, Donner, Blitz, Regen, Verdüsterung, Kampf und Wiederaufklärung des Himmels in Verbindung.

Wir haben schon oben bemerkt, daß unter den mannichfaltigen Darstellungen, welche uns darnach die Phantasie unserer Vorfahren vom Gewitter giebt, einige ohne, andre mit Göttern erscheinen. Die Mythen ohne Götter werden nun wichtig für das Verständniß der Götterbildung. Es fragt sich nämlich, wann und wodurch der im Gewitter als handelnd Vorgestellte, sei er Thier oder Mensch, zum Gott wird.

Die Mythen vom Gewitter lassen, wie Schwarz zeigt, im Donner Steine über den Wolkenberg hinrollen; der Blitz zischt in ihnen als Schlange durch die Wolken und fliegt als Feuervogel herab; der Donner ist ein Pferdegalopp, ein Stiergebrüll, ein Wagengerassel, ein Hammerwerfen; der wilde Jäger mit bellenden Donnerhunden folgt der Windsbraut, die dem Gewitter im Wirbelwinde voraus tanzt; — alles Dies giebt eine Umwandlung des Naturereignisses in eine einmalige Begebenheit, in eine Geschichte —

Märchen, Mythe—, wobei himmlische Thiere und Menschen eine Rolle spielen, ohne daß sie darum gleich Götter sind.

Diese Thiere und Menschen, die in dem himmlischen Ereigniß wieder gefunden werden, haben zuerst offenbar nur den Charakter der irdischen Veranschaulichung oder Erklärung des himmlischen Vorgangs; und ursprünglich ist es der Mund des Erzählers dieser Geschichte, der die Personen oder Figuren des Donners von der Erde in die Wolken versetzt.

Erst wenn diese veranschaulichende Geschichte sich vom Munde des Erklärers loslöß't, erst wenn der Accent auf die himmlischen Figuren gelegt wird, erst wenn diese als Urheber der himmlischen Vorgänge in einem authentischen, urheberlosen Berichte erscheinen und nicht mehr als irdische Schauspieler in den Wolken, die der Mensch dort hindichtete, erst wenn die himmlischen Figuren aus erdichteten Acteuren selbst zu Poeten, d. h. zu unabhängigen Urhebern des Drama's erhoben werden, erst damit setzen sie sich in Götter um.

Erst hier tritt „der gläubige Standpunkt“ ein. Sie werden nun göttliche oder himmlische Charaktere, die nicht mehr von Menschen gemacht, sondern ihrerseits die Väter der Menschen sein sollen. Götter sind sie erst als Personen, die nicht bloß gleichnißweise das Naturereigniß aufführen, sondern seine wirklichen mächtigen Urheber, also Urheber ihres eigenen Ursprungs — des Gewitterdramas—, und Väter der Menschen, also Väter ihrer Väter, Poeten ihrer Poeten, Schöpfer ihrer Schöpfer sind, um deren Gunst und Gnade die Menschen sich durch den Cultus zu bewerben haben.

Alsdann hat der Künstler vor seinem Werke niederzufallen und es als seinen Autor anzubeten. Durch



Cultus, Gebet, Zauber sucht der Gläubige diese mächtigen Herrn im Himmel gnädig zu stimmen.

Die griechischen Götter, Zeus, Apollo und die übrigen bleiben mehr weltliche Poeten; Brahma ist zuerst Opferdiener und Priester; Buddha und unser Herr Christus sind reformirende Geistliche.

Das Gewitter macht nun allerdings den mythischen Hergang an den Hauptgöttern der Indischen, Griechischen und Christlichen Religion, dem Indra, dem Vater Zeus und dem Gott Vater am klarsten; und nimmt man das Gewitter nur als die hervorstechendste, nicht als die einzige Naturerscheinung, aus der die Götter entspringen, so ist es auch richtig, in ihm eine Erklärung der Hauptgötter, auch der gegenwärtig regierenden Dynastie zu finden, da ja ihr Haupt ohne Zweifel „regnen und donnern und die Sonne scheinen läßt über Gute und Böse.“

Dagegen ist es nicht minder richtig, daß die Religion auch eben so wohl aus anderen Natur-Anschauungen, als aus der des Gewitters entspringt.

Isis, das schwarze Fruchtland Aegyptens, Osiris der Befruchtende und Horus oder Harpacrut, die Frucht und das Erzeugniß Aegyptens — diese Aegyptische Naturbegebenheit, die dem Isismythus und dem ganzen Thierdienst Aegyptens zu Grunde liegt, ist nicht auf das Gewitter zurückzuführen.

Eben so ist der heitere Himmel wohl zuweilen Product des Gewitters und Erfolg des himmlischen Kampfes, aber auch Product der Nacht und der täglichen Umwandlung.

Darum nun aber die tägliche Umwandlung mit Abend- und Morgenröthe, Sonne, Mond und Sternen zur einzigen Wurzel der Geschichten oder Mythen zu



machen, die uns die Natur mit Göttern bevölkern,\*) wäre ohne Zweifel weniger glücklich, als wenn man das Gewitter zur einzigen Grundlage machte, das dramatischer ist und aus dem ohne Widerrede die drei berühmtesten Götterkönige mit ihrem ganzen Haushalte, Zeus, Indra und unser „Gott“ entspringen. Auch aus dem Grunde ist dies ein mythologischer Mißgriff, weil das Gewitter der einmaligen Begebenheit, der Geschichte, der Mythie oder dem Märchen näher steht, als die tägliche Umwandlung in Tag- und Nacht = Himmel.

Dagegen ist nicht einzuwenden, der Mythos habe ja gerade den Charakter einer einmaligen Geschichte nicht, sondern sei oder bedeute wenigstens das immer wiederkehrende Naturereigniß. Denn was der Mythos bedeutet, ist nicht der Mythos, es ist nicht die Geschichte, sondern ihr Sinn.

Dieser Sinn und diese Bedeutung der Märchen von Zeus und von Gott Vater, Sohn und heiligem Geist sind nicht so einfach, als sie z. B. in der indischen Religion sind, welche die Naturgötter nicht künstlerisch oder speculativ in die Menschenwelt zurücknimmt.

In der Griechischen und Christlichen Götterwelt haben wir daher einen zwiefachen Sinn und eine zwiefache Bedeutung, die Götter, die die Naturereignisse bedeuten und dieselben Götter, die die Menschenwelt bedeuten, also ihren natürlichen und ihren humanistischen Sinn. Wenn bei der Griechischen und Christlichen Religion der natürliche Sinn merklich zurücktritt, wie die Athener in Aristophanes „Wolken“ die Mütter ihres Zeus nicht mehr

---

\*) Max Müller versucht dies im 2. Th. seiner Vorlesungen über die Sprachwissenschaft.

erkannten und wie es keinem Christen einfällt, an den meteorologischen Sinn der Himmel- und Höllenfahrt zu denken, so nahe auch Beides liegt, wenn im Griechischen und Christlichen Bewußtsein der natürliche Sinn der Götter sich verloren hat, so liegt das daran, daß der Betrachtende zu sehr in dem Gegenstande befangen ist, wie er grade geglaubt wird und die Entwicklung der Mythen gar nicht mitgemacht, sondern nur die letzte Ueberlieferung, die humanistische oder im Christenthum die ethisch-phantastische Speculation auswendig gelernt hat. Selbst die philosophische Betrachtung ist alsdann im Stande, einseitig zu Werke zu gehen.

So wird Zeus einerseits zum Gewittergott, dann aber auch zum Herrscher und Vorsitzenden des Götterrathes, der größtentheils aus Vertretern der Menschenwelt besteht.

Dies ist seine zwiefache Offenbarung. Eben so ist der Christliche Gott einmal der Naturgott im Himmel, und dann wird er wirklicher Mensch auf Erden. Dies ist wiederum seine zwiefache Offenbarung.

Wenn man nun erklärend sagt: „Die Menschwerdung ist unsers Gottes Offenbarung,“ so stimmt das, wie Hegel apologetisch bemerkt, wörtlich mit dem Glauben überein —, ist aber doch nicht das Geheimniß des Glaubens, sondern die Erfüllung dieses Geheimnisses; denn wir nehmen die Menschwerdung als Begriff, weil uns der Gott ein für allemal Mensch ist — da alle Götter Menschen sind, die durch ihre Dichter von der Erde in den Himmel versetzt wurden, — während der Gläubige dagegen nur die einmalige, die mythische Menschwerdung (Christi) kennt. Er weiß die heilige Geschichte auswendig, aber er versteht sie nicht. So wie ihre Bedeutung erkannt, so wie sie begriffen ist, ist sie keine

Geschichte mehr, die einmal in Palästina geschehen ist, sondern der Humanismus ist überall genöthigt, die himmlischen Personen wieder aus den Wolken in die Menschenwelt zurückzunehmen, weil sie schon Menschen waren, als sie dahin versetzt wurden.

In der religiösen Menschwerdung wird daher keine wirkliche Menschwerdung geleistet; die heilige Geschichte ist nicht die Geschichte des Menschen, das Märchen der Menschwerdung ist nicht die Entwicklung des Menschen, in welcher das wahre Wesen des Menschen fortwährend verwirklicht wird, und der Mensch immer mehr seinen Begriff erreicht. Die heilige Geschichte ist das Märchen, das einmal in Palästina geschehen sein soll; die profane Geschichte ist die wahre Geschichte, die wahre Menschwerdung, die wahre Offenbarung; denn sie ist die Entwicklung der gegenwärtigen Menschenwelt, von der Wissenschaft und dem Willen ihrer Mitglieder zu Wege gebracht, in der alle Geheimnisse der Götter, der Natur und des Geistes an's Tageslicht kommen und offenbar werden.

So verschieden sind die gläubige und die wahre Menschwerdung, die eine ist ein Märchen, die andere die Weltgeschichte. Und sie sind unerbittliche Feinde. Das Märchen ist nicht mit der Wahrheit, und die Wahrheit nicht mit dem Märchen zu versöhnen.



## Fünfte Rede.

---

Dem Christenthum geht der griechische artistische Humanismus und die griechische philosophische Wissenschaft vorher. Beide werden von ihm theils polemisch, theils aneignend aufgenommen. Und so steckt dem Christenthum der Humanismus und die Philosophie der Griechen im Leibe.

Beide werden von ihm auf seine Weise verdaut. Der humane Gott, unser Herr Christus, fährt gen Himmel, also in die Natur zurück, und die Philosophie hört auf, Wissenschaft zu sein und wird Priesterspeculation (Scholastik) über die Märchen und Dogmen der Religion.

Wie im Mittelalter Humanismus und Wissenschaft in's Christenthum untergingen, so geht nun in der neueren Geschichte das Christenthum, d. h. der Aberglaube, an den Naturgott im Himmel und an das Märchen von der einmaligen Menschwerdung in Palästina, wieder in Wissenschaft und Humanismus unter.

Wie die französische Revolution mit dem ethischen Humanismus des Christenthums Ernst machte, wie seitdem die Menschenrechte und die Humanität sich immer mehr verwirklicht haben, ist bekannt. \*)

---

\*) Sogar unter den Engländern findet dies jetzt Anerkennung. Ueber die große Schule der „französischen Freidenker“, sagt Lecky in seinem Buch: Geschichte des Rationalismus S. 185, welches durchaus christlich sein will: „This school,..... is intensely positive, and in its moral aspect intensely Christian. It clusters around a series of essentially Christian conceptions — EQUALITY, FRATERNITY, the suppression of war, the



Der Sinn und die Bedeutung der christlichen Mythologie werden ohne Zweifel in größter Ausdehnung in der deutschen Gelehrtenwelt verstanden. Die mythologischen Forscher geben die Thatsachen, die Philosophie den Begriff.

So wird die Religion praktisch und theoretisch aufgehoben.

Nachdem wir die Religion zu dieser ihrer Verklärung begleitet haben, wenden wir uns noch einmal zur Kunst und zu ihrem Verhältniß zu den Mythen.

Der erste Erzähler des Märchens oder der Mythe hat das himmlische Naturereigniß vor sich und erklärt es durch ähnliche irdische Vorgänge; er versetzt seine Welt in die Wolken und in den Himmel; er phantastirt sie dorthin, und er weiß dies.

Bekanntlich hat man sich bei den Volksdichtungen und Volksagen den ersten Urheber ganz wegzuphantastiren gesocht, weil diese Märchen und Sagen im Laufe der Zeit allerdings in aller Leute Mund kamen und so natürlich auch eine Fortbildung erfuhren; aber keine Phantasie und kein Gedanke läßt sich von dem freien Einzelnen loslösen, er ist dessen Bethätigung selbst, und das Volk als Volk dichtet und denkt nicht; alle Einzelne vereinigen sich dagegen wohl

---

elevation of the poor, the love of truth, and the diffusion of LIBERTY. It revolves around the ideal of Christianity, and represents its Spirit, WITHOUT ITS DOGMATIC SYSTEM AND ITS SUPER-NATURAL NARRATIVES. From both of these it unhesitatingly recoils, while deriving all its strength and nourishment from Christian Ethics.''

D. h. Ohne die Wissenschaft blieb die christliche Ethik phantastisch d. h. religiös, durch die Wissenschaft und ihre Aufklärung kommt sie erst dazu, daß wenigstens ein Theil der Gesellschaft sie ernstlich nimmt und die französische Revolution nicht für einen unpraktischen Enthusiasmus erklärt.

in dem allgemeinen Gedanken oder der allgemeinen Dichtung, die das einzelne Subject denkt oder dichtet. Schwarz spricht sich nicht darüber aus, wie er sich diese Mythenbildung vorstellt, nimmt aber gleich „den gläubigen Standpunkt“ d. h. das Verhalten des Volks zum gegebenen Märchen als Ausgangspunkt an. Es ist möglich, daß die Mythologen behaupten werden, gleich der erste Erzähler des Märchens, wenn er auch wisse, daß er dichte, glaube doch an seine Dichtung. Man kann nur sagen, er glaubt, daß er richtig erklärt. Während die späteren Gläubigen diese Erklärung für die Sache selbst nehmen, weiß er, daß seine Erklärung von dem Naturereigniß verschieden ist. Er weiß, daß er den Alten, der dort oben Regel schiebt, mangelt, Steine rollt, mit dem Wagen fährt, daß er die galoppirenden Pferde, den brüllenden Stier, den Jäger und die wilde Jagd dorthin versetzt. Wenn er das himmlische Feuer und die Wiedergeburt der Sonne, wie das irdische Feuer, durch die Stange entstehen läßt, die mit Seilen in einer Scheibe gedreht wird, wenn er solche Erzeugungen und Geburten in den Wolken vor sich gehn läßt, wie sie auch auf der Erde vor sich gehn, so kennt er offenbar sowohl den natürlichen Gegenstand, z. B. das Gewitter, als auch seine eigne naive Erklärung, und je mehr er nach dem Motto verfährt: *Naturalia non sunt turpia*, desto sicherer darf man überzeugt sein, daß diese erste Anschauung noch nicht gläubig ist. Denn die Zote ist eine Form des bewußten Komischen, oder des Wizes. Die dumme Gläubigkeit, welcher selbst die Zote heilig wird, ist von späterem Datum und sicherlich unfähig, die Zote zu erfinden. *Hony soit qui mal y pense*.

Wenn uns dann die Kunst des Dichters einen ausführlichen Kampf Indras mit den Dämonen, welche die

Sonne geraubt, schildert, und ihn mit dem Donnerkeil die Gegner erlegen läßt, so hat sie die ursprüngliche Erklärung der Erscheinung schon weiter ausgebildet

Offenbar nimmt die Kunst in den Hymnen und Epen schon die Sage und deren Anschauung, nicht das Naturereigniß selbst, zu ihrem Ausgange, und wenn sich auch der Dichter noch von dem Naturereigniß leiten läßt, so kleidet er es doch so reich in seine schönen Umhüllungen ein, daß die göttlichen Personen zwar immer bestimmter hervortreten, Charakter bekommen, aber sich auch fast von ihrem Ursprünge, den Wolken z. B., loslösen. Wäre dies nicht der Fall, wie hätte da, — was wir schon oben bemerkt, — Sokrates damit komödirt werden können, daß Aristophanes ihm aufblüdet, er mache die Wolken zu Göttern, während ja Zens selbst nichts Anderes ist, als die Donnerwolke?

Wie die Aufklärung und der Glaube über die Menschwerdung wörtlich übereinstimmen, so stimmt der Hohn des Komikers mit der Wahrheit wörtlich überein.

So sehr löst die humanisirende Kunst die Götter wieder aus den Wolken los; sie entnimmt und entfremdet sie der Natur und nimmt sie in die Menschenwelt hinüber, oder wieder zurück.

Die griechische Kunst humanisirt durch das Maß der Schönheit die Mythen, d. h. sie mißt die Götter an dem Begriff des Menschen; und der Adler, der Blitzvogel, und der Blitz selbst, also die Vorstellungen von dem Naturereigniß, sinken zu Attributen des Götterkönigs herab. Die griechische Kunst zieht alle Göttergestalten immer mehr aus der Natur heraus und immer tiefer in die Menschenwelt hinein, ohne daß jedoch bei aller Vermenschlichung die Götter aufhören Olympier d. h. Naturgötter zu sein.



Bei dieser Vermenschlichung der Götter bildet nun die griechische Kunst auch die Menschenwelt, d. h. sie idealisirt sie durch und durch. Den Herrscher, den Vater der Götter und Menschen, den Zeus, den Sänger Apollo, den Schmied Hephästos, den Handelsmann Hermes, den Krieger Ares, die Geliebte Aphrodite, — alle diese Erscheinungen des Menschenlebens, erhebt sie zu unsterblichen Typen. Diese Gestalten sind wahr, sie sind wahre Gestaltungen, denn sie zeigen das allgemein Menschliche in wesentlicher, vollkommener Gestalt. Diese Ideale sind die unübertreffliche, für immer geltende Rettung alles Menschlichen in den Himmel der Schönheit.

In diese unsterbliche Welt schöner und wahrer Formen sehen wir uns, aus den wüsten Naturphantasieen Indiens, Aegyptens, überhaupt des Orients, durch die Griechen gerettet.

Es ist eine Befreiung, ja, aber nur eine Befreiung der Phantasie durch ihre Bändigung unter dem Gesetz des Reimenschlichen und überhaupt unter dem Begriff, dem das einzelne Kunstproduct jedesmal zu entsprechen hat. Selbst der Eber wird ideal; selbst das Haus des Gottes, „das säulengetragene, herrliche Dach,“ ist keine Willkür, sondern der reine Begriff der Träger und des Getragenen, die das Haus bilden und deren richtige Verhältnisse es schön machen.

Die Kunst regelt sich durch die Aufschauung des Reimenschlichen, überhaupt der Idee der Erscheinung, und bringt dadurch das Ideal, oder die schöne Erscheinung hervor; die griechischen Götter sind keine Ungeheuer mehr, weder verzerrte Menschen, noch verzerrte Thiere, aber sie sind, und sind, grade wie die unsrigen, mit der ganzen Weihrauch-Wolke der Mythen oder Märchen



h e i l i g , d. h. Gegenstände der religiösen A n b e t u n g — d. h. u n e r k a n n t e , von ihrem Mutterboden, der Naturerscheinung, losgerissene G ö t t e r. Ja, es wird vergessen, daß sie Geschöpfe des Künstlers und seiner idealisirenden Phantasie sind; und der Künstler betet sein eigenes Werk an.

Kein Gott kann das Licht der Erkenntniß aushalten. So lange er also noch a n g e b e t e t wird, ist er noch nicht offenbar als Das, was er in Wahrheit ist, obgleich d i e K u n s t ihn vollkommen anschaulich vorführt. Der Gläubige kennt den Zeus, aber er weiß nicht, was er ist. Die Kunst idealisirt ihn nur, sie o f f e n b a r t sein Wesen nicht; obgleich sie sich von der A u s c h a u u n g dieses Wesens (des Menschen) leiten ließ und dadurch zur Schönheit gelangte, so b e g r e i f t sie d o c h sein Wesen nicht. Dies thut erst die P h i l o s o p h i e.

Erst der Philosoph erkennt, daß alle Götter Naturgötter sind, daß sie ursprünglich durch Märchenphantasie, dann durch poetische Weiterbildung derselben und endlich durch phantastische Priesterspeculation geschaffen werden, und daß dieser Schöpfung die phantastische Behandlung der Natur und der Menschenwelt zum Grunde liegt.

Die Geschöpfe dieser Mythen, dieser Dichtung und dieser Speculation, — mögen sie den Gläubigen noch so heilig sein, von der Wissenschaft kann ihnen keine andre Ehre widerfahren, als daß ihr S i n n nachgewiesen wird, und an die Stelle der gläubigen d i e w i s s e n d e W e l t a n s c h a u u n g tritt.

Eine Philosophie der Mythologie oder des gesammten Aberglaubens hat zu zeigen, wie zuerst über Natur und Menschenwelt phantasirt, wie dann diese Märchen künstlerisch und speculativ weiter gebildet worden; wie sich diese

Phantasieen und Kunstgebilde im Laufe der Zeiten vermenschlicht, — auch gelegentlich wieder verworfen haben.

In diesen religiösen Vorstellungen und Anschauungen finden wir nun allerdings die Urweisheit der Menschheit, aber sie sind eben darum auch vor, nicht über die Wissenschaft zu setzen; sie sind noch nicht Wissenschaft und Wahrheit.

Wenn der Gläubige sagt: „Der Gott ist Mensch geworden“, so geht er von seiner Phantasie des Gottes aus und erzählt uns ein Märchen. Dies Märchen ist sehr verschieden von der Wahrheit: „Der Mensch ist die höchste Verwirklichung der Idee“, oder: „Das höchste Wesen ist der denkende Mensch.“

Davon ist auch alle Verwirklichung der Idee durch das Ideal, alle Gestaltung der Idee, alle Anschauung der Idee weit verschieden. Auch in dem reinsten Ideal kommt der Künstler nicht zur denkenden Selbsterkenntniß. Der Inhalt ist ihm gewisser Maßen gleichgültig: Haus, Eber, Mensch, Tragödie, Komödie. Er drückt die Wahrheit der Sache, nicht seine eigne Wahrheit aus.

Aber ein Künstler kann der denkende Mensch sein, ein Gläubiger kann er nicht sein. Er kann die Idee als irgend welches Ideal veranschaulicht darstellen, aber er kann sie nicht anbeten, ohne die Idee dranzugeben und sein Wissen zu vergessen.

Eben so kann der Gläubige, der Religiöse, der Theologe den Gott des Phidias, die Madonnen Raphaels, so verschieden sie auch von einander sind, er kann die Olympier Homers annehmen, er könnte Thorwaldsens, oder Danneders Christus selbst ausgehauen haben, und immer noch beim Glauben bleiben; aber den Sinn und die Bedeutung dieser Götter, den die Wissenschaft ausspricht, kann er nicht aner-

fennen, ohne den Glauben an seinen Gott aufzugeben.

Der Gläubige kann also kein Wissen von seinem Gotte haben.

Von der andern Seite erkennt weder das Wissen des Denkens, noch das Wissen von der Natur, noch das Wissen vom Geiste die Märchen und die Märchen-singenden Götterbildner als wissenschaftliche Autoritäten an; dagegen ist in der Weltgeschichte das Eingreifen des Glaubens, dem die Völker ergeben sind, natürlich überall zu verfolgen; und noch vor Kurzem war der religiöse Glaube die Haupttrübsicht der Politiker.

Alle Religionen, Theogonieen und Theologieen sind also wohl Gegenstände der Wissenschaft, aber Wissenschaft und Wahrheit selbst sind sie so wenig, als Hesiods und Homers Gedichte, als die Vedas, der Koran, die Bibel und das Buch der Mormonen.

Die verschiedenen Religionen, die alle nur Formen der Einen Naturreligion sind, erscheinen nun theils als Vorstufe des Denkens, theils auch wieder als Abfall von ihm und auf beiden Standpunkten haben sie die bitterste Feindschaft gegen das Denken und die Wissenschaft gezeigt und mußten sie zeigen.

Als Vorstufe des Denkens erzeugen Religion und Kunst sich in der Philosophie ihren eignen Gegensatz; \*) und die Fehde bricht aus, sobald die Wissenschaft den Nachtwandler bei Namen nennt und ihn unsanft aus dem Traume seiner Weltherrschaft reißt. Anaxagoras, Socrates und Aristoteles erfuhren den Zorn der gläubigen Athener.

---

\*) Die phantastische Weltanschauung erzeugt die denkende.



In derselben Gemüthsverfassung finden wir den Abfall vom Denken, wie er im Christenthume vorliegt. Eben weil dieser christliche Glaube verderbte heidnische Weisheit ist, muß diese Weisheit allmählig wieder rein und reiner aus ihm hervorgehen. Zuerst bringt die Theologie es dahin, die Philosophie zu „ihrer Magd“ zu machen, aber sie hat nun „die Magd“ immer in Verdacht, sie möge sich wieder aus dem Dienste befreien.

Um Dies zu verhindern, hat das Christenthum sich als Hierarchie oder als republikanischen Priesterstaat constituirt und mit dessen Macht viel systematischer, als das Heidenthum die Wissenschaft verfolgt; ja, die Regenten der Gläubigen haben unter dem Namen der Ketzer einen eigenen Verdammungstitel für die Opposition erfunden, und aus der Opposition als solcher, d. h. aus jedem freien Gedanken, ja sogar aus den Abweichungen auf dem Felde des Aberglaubens selbst, Verbrechen gemacht und mit Feuer und Schwert dagegen gewüthet.

Die Herrschaft des Priesterstandes (der Republik des Aberglaubens) und seines Hauptes, des Papstes, hat nun zwar durch die Reformation einen Stoß erlitten, den sie nie wieder verwinden wird; es ist ihr fast überall die Macht entschlüpft, die Wissenschaft und das Denken zur Verantwortung zu ziehen und wegen Abweichung vom Aberglauben zu verurtheilen; aber das wissenschaftliche Denken ist, selbst innerhalb der civilisirten Welt, noch nicht in die Mehrheit der Köpfe gedrungen. Es hat in dieser Welt nur das Vorurtheil, keineswegs die volle Einsicht für sich; und auch ohne Papst und Priesterstaat, selbst in ihrer anarchischen Auflösung, ist die Religion noch sehr mächtig, sie ist noch immer der



Alles durchdringende Volksgeist; und um dessen Verdunkelung, oder Erleuchtung streiten sich die Denker und die Nachbeter.

Die Harmlosigkeit der Religion schreibt sich erst von der Aufklärung her, deren unsterbliches Verdienst um Wissenschaft und Staat nicht genug zu preisen ist. Die Harmlosigkeit der Religion hört aber wieder auf, so wie sie sich der Politiker bemächtigt; und gläubige d. h. abergläubische Regenten und Gesetzgeber sind in unseren Tagen grade wieder sehr geneigt, Philosophie und Aufklärung noch einmal, wie im Mittelalter, im Aberglauben untergehen zu lassen. Sie ergreifen, wie zu ihrer Zeit die Jesuiten, das Mittel der Erziehung und überschwemmen die Köpfe der Jugend mit den wieder aufgewärmten Phantasieen der orientalischen Märchen, die sie ihnen als heilige Wahrheit einprägen.

Auf der einen Seite freilich reißt die Arbeit der Civilisation an der Ueberwindung der Natur und der Unwissenheit der Menschen über sich selbst und ihre höchsten Zwecke in der Gesellschaft, unsere Zeitgenossen immer mehr aus der Phantasiwelt der Religion heraus und in eine werthvolle, mächtige Wirklichkeit, den Staat und die Wissenschaft, hinein. Auf der anderen Seite haben wir aber ein endloses Heer von Phantasten, alle Religiösen, fast alle Frauen und fast alle Künstler, die sich von den Phantasieen der Vorzeit nähren; diese treten in feindselige Spannung mit der Philosophie und suchen die Staatsmacht gegen sie aufzuheben. Ihre Polemik freilich geht nicht viel weiter, als daß sie schreien: „Das ist Voltaire!“ „Das ist Hegel!“ Beide verstehen sie nicht, sonst würden sie sogar diesen Ausruf nicht wagen.

Die Wirkung des unwissenden Predigers und der gläu-

bigen Dichtkunst, der Malerei und der Musik, die alle mehr oder minder ohne philosophische Einsicht und oft dem Mittelalter ergeben sind, ist aber nicht gering anzuschlagen; und nach den Erfolgen, welche die Dummheit, ja, der mönchische Wahwitz gegen die griechische Philosophie gehabt hat, wäre es tollkühn, dem antiquarischen, phantastischen und romantischen Treiben unserer Zeit gar keinen Erfolg zuzutrauen.

Dieser Sturmbock gegen die denkende Wissenschaft putzt sich mit Kenntnissen auf, wühlt sich in die Vergangenheit ein, die seinem Herzen wohlthut, und sucht das Heiligthum der Wissenschaft von Innen heraus zu zerstören. Selbst die Philosophie zieht er mit gewohnter Gewandtheit aus dem Denken in die Phantasie hinüber, und wir sehen die Scholastik im Umsehen wieder hergestellt. Nur die Naturwissenschaft und der Mechanismus des Gewerbswesens bieten den Phantasten keine Handhabe; es war daher ein verrätherischer Vorschlag, den neulich ein bekannter Schriftsteller that, die denkende Speculation aufzugeben und nach Lord Bacon's Vorgang die Naturforschung ein Abkommen mit dem Glauben treffen zu lassen.

Unter diesen Umständen ist es nöthiger, als je, die Philosophie in ihrem eigenen Gebiete zur Herrschaft zu bringen. Eine zweite und eine gründlichere Periode der Aufklärung ist uns nöthig; und kann die Wissenschaft in ihrer strengen Form nicht an Alle herangebracht werden, so kann es doch sicherlich noch einmal ebenso gut zum Vorurtheil werden, daß man philosophiren, als daß man die Phantasieen unserer Vorfahren und ihre uralten Märchen glauben müsse; das Vorurtheil für die Wissenschaft ist ebenso nützlich, als das Vorurtheil für den Aberglauben schädlich ist.

Sich vor der Wahrheit fürchten, ist Nothheit; sich vor dem

Aberglauben nicht fürchten, ist ein großer Mangel an Einsicht; denn fast alle Grenel \*) und sicherlich die abgefeimtesten Systeme der Knechtschaft, das Indische, das Aegyptische und das Päpstliche, sind sein Werk; er unterwirft sich Vernunft und Wissenschaft und dadurch auch den Willen und die Freiheit.

---

\*) Der Inquisition, der Herenprozesse fast noch in unsern Tagen, der Geseze'Mann's in Indien.

## × Sechste Rede. ×

---

### III. Der Trost der Religion.

---

Der Trost ist allerdings ein Verwandter des Glaubens, er ist im Uebel der Glaube an die gute Wendung, die bevorstehe. Wenn diese Zuversicht wohl begründet und der Natur der Sache angemessen ist, wie um Weihnachten die Sonnenwende, so ist die Beruhigung oder der Trost verständig; wenn dagegen die Zuversicht unbegründet und naturwidrig, eine leere Hoffnung, keine Realität ist, so ist der Trost phantastisch.

Von der letzten Art ist der Trost der Religion. Wer nun in unbegründeter Zuversicht eine Wohlthat sieht, der wird sie sicherlich festhalten; und Wer über seine Religion nie die Wahrheit erfährt, dem wird diese Wohlthat, sich über eine unglückliche Gegenwart mit Phantasieen künftiger Glückseligkeit zu trösten, sicherlich nicht entzogen. Wer aber erfährt, was der Gott und die Religion in Wahrheit sind, der kann unmöglich darauf bestehen, sich und Andere durch Vorspiegelungen noch ferner täuschen zu wollen; er muß dem Uebel, an dem er leidet, abhelfen wollen, oder, wenn er ihm nicht abhelfen kann, muß er tapfer zu Grunde gehen,— ein Verfahren, das ohnehin überall von der Gewalt der Verhältnisse erzwungen wird.

Was ist nun aber der Trost der Religion?

„Die Religion tröstet, sagt der Gläubige, den Armen und Elenden mit einer zukünftigen besseren Welt.“



Kennt er diese bessere Welt? Nein! Aber er bildet sie sich ein, und er gesteht, daß er Dies thut; er glaubt sie nur.

„Sie tröstet den Kranken mit Hoffnung auf Genesung von allen Leiden“. — Natürlich wieder in jener Phantasiewelt! — „Und den Sterbenden mit Hoffnung auf Unsterblichkeit, den Unterdrückten mit Bestrafung seiner Tyrannen in jener Welt und die verkannte Tugend mit Belohnung im Himmel.“ —

Nun, das heißt doch, all ihr Trost liegt jenseit des Grabes und hat keinen andern Halt, als die Wünsche der Gläubigen und die Gewißheit, daß die Todten nicht widerkehren, also auch die Getäuschten nicht aufklären können.

Die Religion tröstet, heißt also, sie vertröstet, sie verspricht, aber hält nicht Wort, sie verspricht, was sie nicht halten kann, das Unmögliche selbst; sie vertröstet den Armen und den Kranken, ja, den Sterbenden auf Hülfe, sie hilft ihm aber nicht. Der wahre Trost des Armen ist die Gesellschaft, die den Menschen nicht in Armuth versinken läßt. Der wahre Tröster des Kranken ist nicht der Priester, sondern der Arzt, der dem Uebel nicht durch Wunder, sondern auf natürlichem Wege abzuhelpen sucht. Glaubte der Gläubige an die Erhörung seines Gebets um Heilung, wenn er das Bein gebrochen, so brauchte er freilich den Wundarzt nicht. Aber selbst der Frömmste wird sich das gebrochene Bein vom Arzte einrichten und heilen lassen statt ein wächsernes Bein in die Kapelle zu hängen. Vor den wirklichen Mitteln der Wissenschaft verschwinden die eingebildeten Mittel des Aberglaubens.

„Aber,“ sagt der Gläubige, „wenn der Arzt nun nicht helfen kann?“ Alsdann kann auch der Priester nicht helfen; und beide müssen der Natur ihren Lauf lassen. Die Hoff-

nungen aber, die der Arzt dem Kranken auf Genesung gibt, wird er sicher höher anschlagen, als die Bertröstungen des Priesters.

„Was kann nun aber der Arzt beim S t e r b e n machen?“

Er kann es erleichtern mit schmerzstillenden Mitteln, während der Geistliche es nur erschweren kann, indem er einen Leidenden zu phantastischen Speculationen zwingt, die seine Leiden nur schärfen und aus einem sonst vielleicht unerwarteten Tod gar oft eine feierliche Hinrichtung machen. Aber die Bertröstung auf das ewige Leben, auch wenn der Sterbende ihr glaubt, bleibt für den wirklich Gläubigen immer ein höchst zweifelhafter Trost, da ja Bestrafung sowohl, als Belohnung auf den Unsterblichen wartet; und Wer hätte nicht im Leben irgend Etwas versehen, also nicht Strafe zu erwarten? Je ernstlicher also die Bertrösteten an diesen Trost glauben, desto widriger sieht es damit aus. Mancher Arzt hat schon gefährlich Erkrankte am Leben erhalten, kein Geistlicher, wenn er nicht den Arzt machte, irgend Einen; manchem Sterbenden hat der Arzt den Abschied erleichtert, indem er seine Schmerzen linderte, dem T o d e nimmt keine Phantasie seine herbe Wirklichkeit, womit er alle Verhältnisse löst und eine Leere hinterläßt, die das Scheiden des Menschen aus seinem Kreise um so fühlbarer macht, je wichtiger sein Leben war.

Aber der Mensch hat sich auch im Tode nicht der Natur mit unbegründeten Phantasien zu widersetzen, sondern, wie er aus ihr hervorging, so sich darin zu finden, daß er nun auch wieder in sie zurückzukehren habe. Der Nothwendigkeit entrinnen zu wollen, ist ein kläglicher Einfall.

Der Trost der Religion, dem Sterbenden zu versprechen, er werde nicht sterben, und selbst, wenn er sterbe, sei er unsterblich, ist die leichtfertigste Art, mit dem Tode umzugehen,

die nur erdacht werden kann, und tröstet sicherlich gerade Den am Wenigsten, der es eben nöthig hat.

Welche unverzeihliche Feigheit aber für die Lebenden, ihr allgemeines Loos, den Tod, für einen Schein zu erklären und, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Busch zu stecken, statt dem Unvermeidlichen ins Gesicht zu sehen! Dabei kommt es immer noch darauf an, ob der Mensch indisch, oder europäisch geschult ist, um den Tod für ein Glück, oder für ein Unglück anzusehen.

Bernünftig angesehen, ist sicherlich nur ein beschwerliches und schmerzliches S t e r b e n ein Uebel, der T o d hingegen — die vollendete Gleichgültigkeit und an sich kein Uebel.

Hier erinnert sich wohl mancher an den hirnlosen Vers:

„Ein Wahn, der mich beglückt,  
Wiegt eine Wahrheit auf,  
Die mich zu Boden drückt.“

Die Wahrheit drückt nur den Wahn zu Boden, nicht Den sie davon befreit. Diesen erhebt sie aus dem Wahnsinn zur Gesundheit. Man lese also:

Die mich dem Wahn entriickt,  
Die Wahrheit nur beglückt.

Hat man sich an das Dunkel gewöhnt, so blendet das Licht; aber wie das Auge für das Licht, so ist der Geist für die Wahrheit, nicht für den Wahn.

Der wahre Trost über die Uebermacht der Natur, die uns Elend, Noth, Krankheit und Tod bringt, die uns bei jedem Schritte hemmt und mit Sturm, Feuer und Wasser zu Leibe geht, ist nicht der Trost der Religion, von solcher Wirklichkeit zu abstrahiren, sondern der Trost der Cultur, nämlich, auf die Natur und ihre Geseze einzugehen, wodurch wir ihre Macht uns dienstbar machen und mit Dampfesseile



über Land und Meer fahren, Früchte erzeugen, die uns laben, und selbst gegen Krankheit und unzeitigen Tod Mittel entdecken.

Wie die Religion mit ihrem Trost weiter nichts leistet, als daß sie die Wirklichkeit umgeht und einen Wahn erzeugt, der die ganze Weltansicht der Menschheit verfälscht und geradezu verkehrt, so leistet sie ebenso wenig etwas Erhebliches mit „ihrer Furcht vor den Göttern, welche die Menschen in Ordnung halten soll“. Der Mensch hält sich nur durch Vernunft in Ordnung; der unvernünftige Gläubige mag morden und rauben, der vernünftige Denker thut es nicht. Nicht die Furcht vor der Hölle, sondern die Vernunft, von der die humanen Sitten durchdrungen sind, vermindert die Verbrechen.

Ebenso wenig brauchen wir die Heiligkeit des Eides, der mit dem Zorne Gottes droht, um Treu und Wahrheit zu gewinnen. Ein Quäker, der nicht schwört, ist ein ebenso guter Zeuge und Bürger, als der Abergläubische mit allen seinen Eiden.

Wer den Aberglauben und alle seine Einrichtungen los wird, fällt nicht aus den Wolken ins Leere, sondern aus dem Naturwidrigen ins Wahre. Wenn aber ein alter Gebrauch, wie das Weihnachtsfest, der Polterabend, das Osterlamm, lieb ist, dem dient er ebenso gut mit seiner Erklärung, als ohne Einsicht in seinen Sinn; und harmlos sind alle Gebräuche, welche das volle Licht der Wahrheit ertragen können und der Freiheit des Staates und der Gesellschaft nicht im Wege stehen.

Ebenso braucht Niemand zu fürchten, die eingelebten Phantasieen würden zu schnell verloren gehen, oder gar die Phantasie selbst den Menschen abhanden kommen, wenn sie keine andere Wahrheit, als die vor Natur und Wissenschaft



sich hält, anerkennen. Es ist den Dichtern nicht mehr möglich, uns neue Götter zu machen, aber es bleibt ihnen unbenommen, uns neue Ideale zu schaffen und das wahrhaft Menschliche in tausend Formen vorzuführen; nur lassen wir uns auch die reizendsten Märchen nicht länger für Wahrheit verkaufen.

So gereicht es selbst der Phantasie zum Vorthail, daß sie ihre Herrschaft im Gebiete des Geistes an das Denken verliert, wie der Sklavenhalter durch den Verlust seiner Sklaven selbst nur befreit wird aus der Ungeheuerlichkeit seiner Ungerechtigkeit und Unvernunft.

---

## X Siebente Rede. X

---

### Nachwort. IV. Der gläubige Standpunkt.

---

Kuhn „über die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes“, Schwartz „über den Ursprung der Mythologie“ und Max Dunckers „alte Geschichte“ Th. 1 liegen den Ausführungen über Entstehung und Entwicklung der Religion, die wir im Vorhergehenden gegeben, zum Grunde.

Bei Duncker und nach ihm bei Schwartz werden die jüdischen d. h. auch die christlichen Mythen eben so erklärt, wie die heidnischen.

Duncker Th. 1 S. 210, 211, giebt die Belege aus der Bibel, daß Gott „a u f W o l k e n einherfährt“, „im D o n n e r antwortet“, und „e i n f r e s s e n d e s F e u e r i s t“. Duncker sagt: „Auf den Bergen wurde Jehovah angerufen, hier wurden ihm Opfer gebracht, und er pflegte in Wolken auf die Berge hernieder zu steigen. „Exodus 19, 3. 20: „Moses aber stieg hinauf zu Gott (auf den Sinai), und Jehovah stieg herab auf die Spitze des Berges“. Die Opfer waren seine S p e i s e. Numeri 28, 1: „Meine Opfergaben, meine Speisen zu meinen Feuerungen, meinen lieblichen Geruch sollt ihr Acht haben, mir darzubringen zu ihrer Zeit“. Er wohnt im H i m m e l und fährt am Himmel a u f W o l k e n daher und öffnet den Schatz und die Schleusen des Himmels (ganz wie Indra). Moses 5,

33. 26: „Jehovah fährt am Himmel daher, Dir zur Hülfe und in seiner Majestät auf Wolken“. Und Moses 5, 28, 11: „Jehovah wird Dir seinen guten Schatz des Himmels aufthun, daß Du Regen hast zu Deiner Zeit“. Moses 2, 3. 2. und 19, 16. 18: „Der ganze Berg Sinai aber rauchte, weil Jehovah auf ihn herabgestiegen mit Feuer“ (es hat eingeschlagen), und es stieg sein Rauch auf, wie der Rauch des Ofens. Und das ganze Volk sah die Donner und die Flammen und den rauchenden Berg, und Gott antwortete im Donner.“— Hiob 1, 16: „Feuer Gottes (der Blitz) fiel vom Himmel und brannte unter den Schafen, er fraß sie“. Moses 2, 24. 17: „Und Feuer ging aus von Jehovah und fraß die 250, welche Rauchwerk dargebracht“. Moses 4, 16 .35: „Da ging Feuer aus von Jehovah (aus der Donnerwolke) und fraß sie (Nadab und Abihu), und sie starben vor Jehovah“. Seraphs sind feurige Schlangen (Blitze), der Cherub des Paradieses, Genes 3, 24, hat ein feuriges Schwert, und Ezechiel beschreibt die Cherubs, auf denen Jehovah einher fährt, gleich brennenden Feuerkohlen. Er fährt auf Blitzen einher; er ist Gewittergott.

Diese aus der alten Urkunde dargelegten Thatfachen sind allerdings schon an sich beredt genug und in Wahrheit schon ein Verlassen des Glaubens, denn der Gläubige entdeckt auch den augenfälligsten Sinn seiner heiligen Ueberlieferungen nicht; so ist z. B. für Luther das Hohe Lied kein Liebeslied, sondern eine Verherrlichung — der Kirche: es ist aber selbst von hier aus versucht worden, zur vollen Gläubigkeit zurückzukehren. So macht es Schwarz, wie wir schon gesehen haben am Ende seines hübschen keizerischen Büchelchens.

Ebenso wenig, wie sich aus der Erklärung aller Fabeln ein Glaube an ihren Inhalt herleiten läßt, gehört die Gläubigkeit der ersten Auffassung und poetischen Darstellung der Naturereignisse an.

Schwartz führt in seiner Vorrede von Jacob Grimm an: „daß die Anfänge der Mythologie es mit den mehr oder minder rohen Anfängen des menschlichen Glaubens zu thun haben“. Wenn Dies richtig ist, so muß das Ende sich aus diesem Anfange entwickeln, wie es denn auch wirklich der Fall ist: Alle Religionen sind nichts Anderes, als die Ausbildung der ursprünglichen Märchen von den naturgewaltigen Personen, „den himmlischen Mächten“. J. Grimm hat viel mehr gesagt, als er sagen wollte, aber was Schwartz daraus entnimmt, das hat er im Grunde weder gesagt, noch gemeint.

Schwartz nennt „diese Anfänge des Glaubens“ den „gläubig-volksthümlichen Standpunkt“. Dies giebt aber leicht eine falsche Auffassung. „Der Anfang des Glaubens“, — an Was? Doch wohl an die Mythe, an das Märchen oder an den prägnanten Ausdruck! z. B. „den Alten, der mangelt.“ — Und Den schafft doch die erregte Anschauung des Naturereignisses. Diese und ihr Ausdruck gehen also doch sicherlich dem Glauben an das Märchen vorher.

Der poetische Ausdruck der Anschauung, welcher durch die Naturerscheinung in der Phantasie des Dichters erregt wird, ist offenbar noch nicht „der gläubig volksthümliche Standpunkt“, obgleich Grimm in dieser Geschichte allerdings den „Anfang des menschlichen Glaubens“ finden kann. Offenbar giebt aber erst die eingelebte und oft wiederholte Geschichte den „Glauben“ an sie, oder gar den „gläubigen Standpunkt“.

Diese nachher, — wenn auch vielleicht gleich beim



ersten Anhören des Märchens oder des malerischen Ausdrucks,— eintretende Gläubigkeit ist schon eine Verwendung der erklärenden Phantasie oder Darstellung, die ohne Zweifel als Theorie entsteht.

Die Erklärung, welche die dichtende Phantasie z. B. mit dem Gewitter vornimmt, ist nach Schwarz's eigener Darstellung das Hineinbilden der irdischen Geschichte in die himmlische Erscheinung, wobei der Dichter also doch nothwendig wissen muß, daß er dichtet, oder diese (phantastische) Erklärung vorbringt.

Diese Hineinbildung der irdischen Geschichte in die Wolken weist nun Schwarz mit großer Klarheit und Anschaulichkeit nach. Er schildert, wie man sich „das himmlische Terrain“ „gedacht, als einen Wolfenberg“, „als ein Wolkenmeer“, und „wie dort dann in Sturm, Blitz und Donner die himmlischen Schlangen, Wölfe, Stiere, Pferde, Böcke und Hasen auftreten, die Wolfenvögel geflogen kommen, und die Wolfenschwäne sich in den himmlischen Wassern baden“. „Dort oben, lebte man, dem Glauben nach, wie hier unten“, sagt Schwarz\*)

„Dem Glauben nach“, der an diese Dichtung glaubte. Der Dichter, der die Geschichte zuerst erzählt, wer er auch sei, kann aber doch noch nicht in dem Sinne „gläubig“ gewesen sein, wie der, dem seine Mär zur Genüge widerholt wurde, der sie auswendig gelernt, oder dem sie gar als ehrwürdige und heilige Sage überliefert wurde. Denn Wer die Geschichte hervorbringt, um das Naturereigniß darin zu malen, kann nicht gleich vergessen, daß sein Ausdruck der seinige ist, er kann aussinken, daß er treffend ist und daß sein Märchen Das richtig ausdrückt, was es ausdrücken soll. Der Gläubige hat dann

---

\*) Vorrede X.

freilich keine Wahl mehr und entschlägt sich aller Prüfung, während die erste Phantasie nothwendig kritisch, also nicht „gläubig“ ist; denn sie ist willkürlich und hat die Wahl z. B. zwischen den Hunden, die im Donner bellen, und dem Stier, der darin brüllt, oder dem Wagen, der darin rasselt 2c. Ja, Schwarz hat selbst gezeigt, daß zwei mythische Gebilde sich in den Gemüthern der noch nicht Gläubigen um den Sieg streiten, und daß der Sieger der Gott, der Besiegte der Dämon wird.

So fiel es dem New Yorker Literaten, dem Verfasser des Buchs der Mormonen, nicht ein, daran zu glauben; die Mormonen aber sind „gläubig“. „Gläubig“ ist überhaupt nur ein rücksichtsvoller Ausdruck für blödsinnig und abergläubisch, wenn es nicht das demokratische Stichwort des geflissentlich Kindlichen gegen die wenigen Aristocraten ist, die Nichts unbesehen in den Kauf nehmen.

Schwarz bietet die anziehende Eigenheit dar, daß er, man möchte sagen, zur gleicher Zeit in beiden Lagern erscheint, wobei er aber offenbar stark auf die „Gläubigkeit“ des Einen Lagers rechnet.

Er sagt: \*) „Die deutschen Götter verjüngen sich an den Äpfeln des Gewitterbaumes, wie Helios aus dem Gewitterbade neu hervorgeht, ja, selbst im himmlischen Garten Jehovahs fehlt der Baum des ewigen Lebens nicht“. — „Dies“ fährt er fort, „sind die gläubigen Vermittlungen zur allmählich erfassten Vorstellung der ewigen Götter“.

„Die ewigen Götter“. — Nun, wie die Dichter sagen. Aber obgleich das Vermitteln immer nur sich selbst und seinen eignen Inhalt vermittelt haben kann, also das

---

\*) Vorrede XVII.

gedichtete — das geglaubte Märchen, der gläubige Standpunkt den dummen oder die ganz sinnlose Hinnahme des Märchens als Wahrheit, so läßt sich doch Schwarz verleiten, nicht nur „die ewigen Sturmes- und Gewittergötter“, sondern selbst „die ewige Wahrheit“ sich durch diese sinnreichen deutschen, indischen, griechischen und jüdischen Märchen vermitteln zu lassen. In den letzten beiden Sätzen seiner hübschen Untersuchungen trinkt, wie wir gesehen haben, er aus den christlichen Aethe Quinisöl für alle seine geistreichen Erklärungen.

Aber der Trank muß ja durch diese Erklärungen selbst seine Wirkung verlieren. Es heißt auch wörtlich ferner bei ihm: \*)

„Abergläubische Sitten und Gebräuche und der Cultus sind dann wieder Nachbildungen der himmlischen Vorgänge“. \*\*)

„Die Stürme“, sagt Schwarz, \*\*\*) „namentlich die Aequinoctial- und Nordstürme, als die stärksten, sind dasjenige Element vor Allem gewesen, welches als das lebensvollste und herrschende im himmlischen Haushalte überall den Mittelpunkt der Handlung hergegeben hat und so auch als der Kern- und Ausgangspunkt der göttlichen Persönlichkeiten anzusehen ist“. — „Die an diese Gewittererscheinungen sich anschließenden und durch die ganze Mythologie hindurchgehenden Vorstellungen von himmlischen Schlangen, brüllenden Löwen und

---

\*) Vorrede XVI.

\*\*) Wie der Gott noch immer wirklich in Fleisch und Blut verwandelt werden muß, damit er wirklicher Mensch werde — versteht sich, ohne es zu werden. So macht ja auch das Wasserpeitschen keinen Regen, und so bringt das Feuer die Butter und den Somatrank, die ihm anvertraut werden, nicht zu Indra. Aber es wird gemeint, gewollt und — geglaubt.

\*\*\*) Vorrede XVIII.



Stieren, verbunden mit Wolkensturmesevögeln, gruppiren sich ebenso um den Thron des Herrn Zabaoth, der im Nordwinde von der Stiftshütte, von ihnen umgeben, herniederfährt, wie auch in seinem himmlischen Hause Schlangen, Apfelbaum und Baum des Lebens dann widerkehrt“.

Das soll doch wohl nicht als bloße Redensart und Ara-  
beske gelten? Es ist einfach dieselbe Erklärung, als die des Indra und des Zeus aus dieser Naturerscheinung.

Nachdem nun Schwartz den Ursprung aller, auch der jüdischen und der christlichen, Götter des Paradieses und der Stiftshütte auf dieselbe Weise dargethan, macht er einen Unterschied in dem Inhalte der Märchendichtung, der sehr wichtig wird, und nennt den Theil der Mythologie, der noch ohne Götter ist, *niedere Mythologie*.

Er setzt die handelnden Thiere, ja selbst die Heroen, diese Rivalen und Embryonen der Götter, früher, als die Götter.

Er nennt Götter ganz richtig die Personen, die als Herren der Naturerscheinungen ihren Einfluß fühlbar machen und dafür den Cultus erlangen. Und diese Reflexion auf die Wirkung der Naturerscheinungen sei eine spätere.

Aber der Cultus entsteht ja nicht aus der Reflexion auf die Wirkung der Naturereignisse, sondern auf die in ihnen wirken sollenden Personen.

Sonst konnte das praktische Verhältniß oder die Wirkung der Stürme und Gewitter den allerersten Beobachtern und Märchenvätern wohl schwerlich entgehen. Dagegen ist gewiß richtig die Auffassung „der niederen Mythologie,“ also einer vorreligiösen Periode, wo die Dichtung noch keine Personen als willkürliche Urheber und also auch keinen Cultus d. h. keine Beeinflussung des Willens



dieser himmlischen Personen in den Wolken zu Gunsten der Menschen kannte. Folgt nun aber dann nicht aus Schwarz's eigener Darstellung, daß der ursprüngliche, mythische Standpunkt kein gläubiger, weil noch kein religiöser ist?

Wenn Thiere verehrt werden, so wird ihnen ebenfalls die Macht, sich den Menschen nützlich zu machen, und menschlicher Wille und freie Entschließung angedichtet.

Immer aber ist die erste phantastische oder dichterische Versetzung der Thiere und Personen von der Erde in die Wolken noch eine Thätigkeit der Theorie, der unpraktischen Dichtung; und erst die Verwendung dieser poetischen Naturkunde zur theologischen Heilkunde, zur Zauberei durch Soma- und andere Opfer, zur Beschwörung, zum Beten, zu einer förmlichen „Heilsordnung“, giebt die Praxis der Religion, den Cultus, d. h. allerdings die Religion. Diese Praxis ist ohne die Theorie nicht zu verstehen, wenn aber die Theorie einmal verstanden ist, so braucht man sich nicht länger bei der Praxis aufzuhalten, an die ohnehin die Menschheit unerhört viel Kraft verschwendet hat. Ihr Budget ist einzuziehen; ihre Tempel sind der wahren Theorie, der wahren Wissenschaft zu widmen. Wie wir an die Stelle der Märchen — die Wahrheit, an die Stelle des Aberglaubens — die Wissenschaft setzen, so setzen wir an die Stelle des Cultus — die Cultur.

Wer aber die Religion in die Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne setzt, der verliert sicherlich ihren Inhalt nicht, wenn er die Gestalten des Aberglaubens, die alten Götter endlich durchschaut und darum ihren Cultus bei Seite setzt. Es ist richtig: Nur die Wahrheit macht uns

frei; sie kommt aber nicht aus Palästina, sondern aus den Köpfen der Europäer, aus Wissenschaft und Philosophie.

Und hiermit glaube ich den Gebildeten unter den Verehrern der Religion klar gemacht zu haben, welche Gegenstände der Begeisterung und Verehrung ihnen noch übrig bleiben, seitdem die Metebre der Vorwelt sich in ihre Elemente aufgelöst haben.



## Achte Rede.

---

### Dupuis' astronomische Erklärung des Christus-Mythus.

---

Dupuis \*) in seinem Werke: *Origine de tous les Cultes*, an VI. de la République, à Paris, chez Aimé André, libraire, Quai des Augustins, No. 59, behandelt schon ganz richtig alle Religionen als Natur-Religionen. Er sagt aber nicht: "La religion c'est la météorologie," sondern: "c'est l'astronomie." Um ihm nicht Unrecht zu thun: Er nimmt die ganze Natur als Gott — l'Univers - Dieu —, hebt aber nicht die Gewitteranschauung hervor, sondern den jährlichen Kampf des Tages mit der Nacht und den Sieg des Tages mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widder s, mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Der Widder ist das L a m m, das D s t e r l a m m.

---

\*) Charl. Franc. Dupuis, geb. 1742, gest. 1809, Freund des Astronomen Lalande, Mitglied des Convents und des Rathes der Fünfhundert, sowie des 1795 vom Directorium gegründeten "INSTITUT NATIONAL." Neben dem obigen, 1794 in 3 Bänden erschienenen, Buche, welches s. B. in Europa fast einstimmig verworfen wurde, versuchte Dupuis in seinem letzten Werke: "Mémoire explicatif du zodiaque chronologique et mythologique," den Nachweis des gemeinsamen Ursprunges der verschiedenen astronomischen und Religions-Meinungen.

(Anm. d. Verl.)

Die Astronomie ist nun schon Wissenschaft, und die Priesterspeculation, der sie zum Grunde liegt, ist nicht die erste Anschauung der Natur, noch die erste Naturerklärung durch Gleichnisse. Die Dichter, welche diesen Stoff formen, sind daher spätere, gelehrte Dichter, und diese späteren Dichter erklärt daher auch Dupuis vorzugsweise: Erstens die Herakleis, oder die zwölf Arbeiten des Herakles, in der Ordnung, die Diodorus Siculus \*) angiebt, wo sie dem Sonnenlaufe durch den Thierkreis entsprechen; zweitens die Dionysica von Nonnus; \*) drittens die Argonautica von Apollonius Rhodius. Er zeigt dann weiter, daß diesen astronomischen Mythen von dem Siege der Lichtgötter die christliche Legende genau entspricht, daß also das Christenthum Licht- und Sonnendienst sei, wie der Parsismus, der allen diesen Mythen zu Grunde liegt.

Dies ist schlagend dargethan, und wenn Dupuis wieder in Vergessenheit gerathen, die Freiheit in Frankreich wieder abgeschafft, und der widerliche Pfaffe in Paris wieder eingezogen ist, so zeigt das nur, wie furchtbar harthörig die Menschen sind. Sein Augenmerk war die Erklärung der christlichen Mythen, die allerdings schon Priesterspeculation sind, ihn daher auch ganz natürlich auf die entsprechenden Priesterspeculationen der vorchristlichen Mythen zurückwiesen.

Um den Ursprung aller Religionen darzuthun, beginnt er also nicht mit der ungelehrten Märchenbildung und der ungelehrten Poesie, sondern mit der Theologie der astronomisch-gelehrten Priester und der ebenso gelehrten Poeten. Ja,

---

\*) Diodor v. Sicilien, Zeitgenosse des Augustus.

Nonnus im 5. Jahrhundert n. Chr.

Apollonius v. Alexandrien, 200 v. Chr.

(Anm. d. Verl.)



er geht noch weiter und setzt die Natur als Ganzes voraus, „l'Univers Dieu, dessen Glieder dann die Götter seien. So ist es freilich für uns, aber so war es nicht für die ersten Mythenbildner. Zwar sagt Dupuis ganz richtig: „Les poètes furent les premiers Théologiens,“ die Dichter waren die ersten Götterväter; allein er unterscheidet nicht die ungelehrten Poeten, die der Priesterspeculation vorhergehen, von den gelehrten Poeten, die ihr folgen, wie Nonnus und Apollonius Rhodus; und daß den Kunstpoeten die unkünstlerische Dichtung vorhergeht, sagt er nun vollends nicht. Kurz, obgleich er auf den Ursprung aller Religionen ausgeht, geht er doch nicht h i s t o r i s c h, sondern s y s t e m a t i s c h zu Werke; er weißt überall dasselbe System nach, welches doch natürlich erst aus den einzelnen Baustoffen zusammengestellt sein kann, die daher früher sind, als das System.

Dabei setzt er, wie die ganze Schule, zu der er gehört, es that, die Natur weit über den Menschen. Seine Abhängigkeit von der Natur habe den Menschen erst den Naturgott gelehrt. (Schleiermacher macht aus „Abhängigkeit von der Natur“ den Schleier „Abhängigkeitsgefühl“ — von irgend Etwas; denn sonst hätte ja unser romantischer Freund den Naturgott herausgebracht, den er aber auf der Kanzel unverschleiert nicht brauchen konnte. Dies ist aber auf jede Weise, verschleiert und unverschleiert, nicht der Anfang, nicht das Erste in diesem phantastischen Vorgange, aus dem alle Religion entspringt; das Erste ist die Theorie, d. h. die A n s c h a u u n g, nicht ihre Anwendung, die Praxis des Cultus. Soll aber die Religion erst mit dem Verhältnisse des Menschen zu den Göttern anfangen, so ist es schon richtig, daß darin ein Gefühl der Abhängigkeit von der Natur den Cultus erzeugt; aber in allen Mythologien finden wir

die Götter ebenso abhängig von den Menschen. Sie geben ihnen zu essen und zu trinken, und stehen ihnen in ihren Kämpfen ermunternd bei.)

Der Humanismus der Griechen und der Christen erscheint Dupuis daher nur als Verderbniß der Natur-Religion, d. h. der Naturallegorieen. Wenn die natürliche Bedeutung des mythischen Helden nicht mehr verstanden wurde, so nahm man ihn für eine wirkliche, geschichtliche Person, so den Herakles und den Herrn Christus. „*Les agens de la Nature se trouvent déguisés dans les allégories religieuses; et la Divinité, — la Nature — ABAISSEE au niveau de l'homme.*“ Die wirkenden Naturkräfte finden sich verschleiert in den religiösen Allegorieen, oder in religiöse Allegorieen eingekleidet; und die Gottheit — die Natur — wird zum Menschen herabgesetzt.

Diese Auffassung corrigirt sich von selbst durch das historische Verfahren unserer braven Mythologen, denen wir natürlich auf dem rechten Wege, dessen sie sich wohl bewußt sind, gern gefolgt sind. Sonst, d. h. wenn wir diesen Mangel ergänzen, ist Dupuis' Werk eine große, freie That, die himmelweit über die Mäkeleien und Ohrenbeichten der deutschen und neufranzösischen Mantel- und Rechnungsträger hinausgeht, theoretisch und praktisch auf den Boden der wiedergeborenen Menschheit tritt und im Wesentlichen dankbar anzuerkennen und festzuhalten ist.

Ist die ausschließliche Rücksicht auf die astronomischen Götter einseitig, so ist sie darum nicht minder eine wesentliche und gerade hinsichtlich der christlichen Priesterspeculation, eine sehr interessante Seite der Sache.

Zur Darstellung der historischen Anfänge, der

Mythologie, fand er zu seiner Zeit keinen Stoff vorbereitet, sie werden daher weggelassen; und dies führt Dupuis dazu, daß er damit beginnt, Plutarch und sogar Heraklitisches beim Plutarch anzuführen, um auf diese Gegensätze alle Götter zu gründen: Active, zeugende und passive — empfangende, gute und böse, Götter und Dämonen, Götter des Lichts und der Finsterniß, Ormuzd und Ahriman. — Plutarch sagt: „Der Himmel sei den Menschen als Vater erschienen, der seinen Samen der Erde in den Schooß schütte.“ Und Virgil: „Im Frühling öffne sich die Erde der Umarmung des Himmels.“ Ebenso lassen die heiligen Fabeln der Christen im Frühling und am 25. März den ewigen himmlischen Vater mit seiner Göttin, der Jungfrau, Gemeinschaft pflegen, um das Unglück der Natur abzustellen, und die Welt wieder in Ordnung zu bringen.“

Dupuis erwähnt hier, daß später, im Phallus- und Lingam-Cultus und den ithyphallischen Festen, das Geschlechtsverhältniß auch abstract genommen worden. S. 85 des abrégé de l'origine pp. führt er Plutarch noch einmal an: „Zunmer habe man zwei Götter, mit entgegengesetzter Thätigkeit (métier) angenommen. Der eine wirke das Gute, der andere das Böse in der Welt. Den Ersteren nenne man vorzugsweise Gott, den andern den Dämon.“ Dupuis beginnt nun mit den Persern und Juden und zeigt an Beispielen, von den Griechen bis zu den Hottentotten herunter, daß dies Dogma allen Theologieen angehöre. „Die Hottentotten,“ sagt er, „nennen das gute Prinzip den Kapitän von oben — und das böse den Kapitän von unten,“ — ganz wie die europäischen Hottentotten; nur darin sind die afrikanischen Totti's gescheidter, daß sie sagen: „Den guten Kapitän brauchen sie nicht zu bitten, Der thäte das Gute von selbst, nur den bösen Kapitän müßten sie bit-



ten, daß er keinen Schaden stifte.“ — „Les prières sont intéressées; la religion n'est qu'un commerce par échanges“ p. 92. Gebete sind geschäftliche Interessen; die Religion ist nur ein Tauschhandel.

Im Heraklesmythus, — seine zwölf Arbeiten stellt Dupuis mit dem Durchgang der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises zusammen, — im Zuge des Gottes Bacchus und des Argonautenführers Jason, sind die Kämpfe des Lichtgottes mit dem Gotte der Finsterniß dargestellt; das Nämliche in dem christlichen Mythos. Zeus und Jehovah, die Gewittergötter, gehören Hesiod, Homer und dem alten Testamente, Bacchus und Christus gehören Nonnus und dem neuen Testamente an.

Nonnus sagt: „Zeus will, sein Sohn (Dionysos) soll der Erlöser der Welt vom Uebel werden. Er wird mit ihrem Widerstande zu kämpfen haben, ihr aber Heil bringen und dann zum Himmel emporsteigen, um sich zur Seite seines Vaters“ — der ihn mit der Jungfrau Semele als Gewittergott gezeugt — „niederzusetzen.“

Bacchus oder Dionysos kehrt von seinem Indischen Feldzuge siegreich nach dem Norden zurück, im Frühling, zur Tag- und Nachtgleiche; und Christus triumphirt am Ostern im Zeichen des Lammes oder des Widder, dem Zeichen der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, über seinen Widersacher, den Dämon der Finsterniß und des Winters, und hält dann, wie Bacchus und Herakles, seine Himmelfahrt. Daß Nonnus im Dionysoszuge den Jahreslauf darstellt, ist unwiderleglich bewiesen.

Die Argonautenfahrt ist nicht der ganze Cyclus oder Jahresumlauf, wie die Herakleis und die Bacchusmythe, sondern nur der Abschluß, nur der Frühlingsfieg. Der Widder mit dem goldenen Blicß, das die Argonau-



ten von Goldhis wieder nach Westen bringen, ist das goldene Sternbild des Widders.

„Und um diese Zeit verwandelt sich dann Jupiter in den goldenen Regen und zeugt den Perseus, dessen Sternbild über dem Widder am Himmel steht, welcher Widder ein goldnes Bließ hat, das die siegreiche Sonne als reiche Beute davon tragen soll, durch ihre Ueberwindung der Finsterniß und durch ihre Wiederherstellung der Natur“.

„Wie nun das Lamm den Frühling und die gute Jahreszeit, der die Nacht überwachsenden Tage, so bringt die Schlange, im Sternbilde der Wage, das Herbstäquinoccium und die böse Jahreszeit der überwiegenden Nächte, und läßt Eva den Apfel kosten, die Herbstfrucht, welche sie das Gute und das Uebel (den kommenden Winter) kennen lehrt. Seite 300 führt Dupuis aus der Zendavesta an: „Ormuzd habe den Menschen Iran, den Ort der Wonne, das Paradies, gegeben, dann komme Ahriman, voll des Todes, erzeuge in den Flüssen die große Schlange (im Sternbild der Wage), die Mutter des Winters, welche die Kälte im Wasser, in der Erde und in den Bäumen verbreite.“

„Donc,” sagt Dupuis, „le mal introduit dans le monde est l’hiver.” Also ist das Uebel, welches die Schlange in die Welt bringt, der Winter. „Wer soll uns nun vom Winter erlösen? Der Gott des Frühlings oder die Sonne, wenn sie in’s Lamm tritt, das Lamm Gottes, das der Welt Sünden (Leiden) trägt.“

Seite 303: „Zwar sagt die jüdische Mythe nicht, die Schlange bringe den Winter herbei, der das Leben der Natur tödte, wie dies die persische noch thut; aber es heißt in der Bibel, der Mensch habe das Bedürfniß gefühlt, sich zu bekleiden und habe arbeiten müssen.“

Selbst solche Leute, wie Maimonides und Origenes geben zu, dies sei Allegorie, nur Augustin verlange, es solle d a n e b e n auch reelle Geschichte sein, weil ihm die Erlösung, die ja darauf beruht, wahre Geschichte ist."

Seite 316: „Der Tagesgott ist ein Kind des Winter-solstitiums, geboren in dem Augenblicke-am 25. December—, wo der Tag zu wachsen beginnt. Mithra und Christus werden an demselben Tage geboren, am Geburtstage der Sonne, Mithra in einer Grotte, Bacchus und Jupiter in einer Höhle, Christus in einem dunkelen Stalle. Die Magier, die Priester der Sonne, beten den Heiland an, ein Stern, die Astronomie ihre Wissenschaft, benachrichtigt sie von der Geburt des Gottes, und dieser Gott, der Herr Christus ruft in den Armen der h i m m l i s c h e n J u n g f r a u, deren Sternbild am 25. December aufgeht. Hier vereinigt sich der junge Gott mit ihr. So gebiert sie ihn und bleibt Jungfrau. — Ebenso gebiert die Jungfrau von Saïs die Sonne am 25. December."

Das Frühlingsäquinocmium ist dann die Zeit, wo Christus triumphirt, und wieder gut macht, was die Menschen durch den Winter gelitten. Das O s t e r f e s t heißt daher bei Juden und Christen das Uebergangsfest, denn im Zeichen des L a m m e s geht das Reich vom Gotte der Finsterniß an den Gott des Lichtes über, und das Lichtgestirn, welches der Natur ihr Leben wieder giebt, erscheint wieder in unserer Hemisphäre.

Seite 333: „Das Frühlingsfest — Ostern — fiel ursprünglich auf den 25. März. Am 23. stirbt Christus, am 25. steht er wieder auf. — Dieser Tod und diese Auferstehung kommen in allen Sonnenmythen vor. Osiris wird von Typhon um's Leben gebracht und von Isis wieder auferweckt. Adonis hat seinen Tod und seine Auferstehung,

ebenso Bacchus und der phrygische Atys; und immer zu derselben Zeit des Frühlings-Anfangs, des Uebergangs zum Siege des Lichtes durch längere Tage über kürzere Nächte.

„Agnus occisus ab origine mundi“ —, obgleich die Aegypter und Perser den Stier hatten, wo wir das Lamm haben, weil im Laufe der Zeit das Aequinoctium sich vom Stier bis zum Widder, dem Lamm, verriickt hat. — Das Lamm ist die älteste Abbildung des christlichen Gottes am Fuße des Kreuzes. Erst 680 wird durch die Synode von Constantinopel beschlossen, es solle der Mensch am Kreuze sein.

Wie Christus an's Kreuz geheftet wird, wie noch zuletzt die finsternen Mächte zum Ziele kommen, — so wird Atys bei den Phrygiern in seinen Leiden an einen Baum gebunden, und am Fuße des Baumes liegt das Lamm oder der Frühlingswidder, der Erlöser von den tödtlichen Fesseln des Winters. Die Mysterien des Atys dauerten ebenfalls drei Tage — drei Trauertage, — denn am 25. März traten die Festtage ein. Auch Adonis' Auferstehungstag ist der 25. März, auch Bacchus heißt: „der Erlöser“, und auch der persische Sonnengott Mithra wird den 25. December geboren. Er stirbt und wird beklagt. Man zündete ihm Fackeln an und salbte sein Bild. Dann ruft ein Priester: „Fasse Muth, heilige Heerde der Eingeweihten, Dein Gott ist erstanden, und seine Qualen und Leiden werden Dir zum Heil gereichen“! — Auch gute und böse Engel, Paradies und Hölle, Kindertaufe und Hierarchie haben die alten Perser, ganz wie ihre Nachfolger, die Christen. Und Tertullian gesteht, die aufgeklärten Orientalen hätten von jeher im Christenthume nur eine persische Secte erblickt, deren Gott die Sonne sei—.

Ganz richtig bringt dann Dupuis S. 392; die späteren



christlichen Phantasieen, die Trinität, den heiligen Geist u. s. w. mit der griechischen Philosophie in Zusammenhang. Er erinnert an des Pythagoras Trias und an die Neu-Platoniker. Hinsichtlich der Indier erwähnt er Wigun's Incarnationen, deren natürlich mehrere sind, und die jedesmal in den März fallen. Der Wiederhersteller der Natur erscheint „mit jedem jungen Jahr“ im Frühling.

S. 395 sagt Dupuis: „Ob Christus als Mensch wirklich existirt habe, sei ganz unerheblich; die Evangelien kannten ihn nur als mythischen Christus, und Tacitus sage nur, daß die Sage existire; er habe wahrscheinlich ebenso wenig gelebt, als Herakles, dessen zwölf Arbeiten ebenfalls nicht „von dieser Welt seien“.

Und S. 398: „Die in Christus nur einen Gesetzgeber sehen, oder Einen, der uns habe etwas weis machen wollen, glauben nicht an seine Gottheit, und haben die Fabel von ihm nicht genugsam mit den Sonnenmythen verglichen, um in ihm den Helden einer priesterlichen Dichtung zu erblicken.

„C'est une vieille fable, ruft er Seite 401 aus, rajeunie par des hommes peu instruit, qui n'ont cherché qu'à y lier les élémens de la morale sous le nom de doctrine de Christ, fils de Dieu, dont les mystères se célébraient depuis bien de Siècles sous les noms de Mithra, d'Adonis et d'Atys.“ — „Es ist eine alte Geschichte, wieder aufgewärmt durch Leute, die nicht eben gründlich unterrichtet waren und ihre Moral damit zu verbinden suchten, unter der Autorität des Sohnes Gottes, dessen Mysterien schon Jahrhunderte lang unter den Namen von Mithra, Adonis und Atys gefeiert worden waren.“

„Wir überlassen die Menge“, sagt Dupuis, „den Priestern, genug, daß eine glückliche Revolution, die ganz und



gar für die Vernunft gemacht werden mußte, wie sie es durch sie wurde, ihnen die Macht, zu schaden, raubt.

Freilich wäre Das schon Etwas ; aber wer die Masse hat, der hat am Ende auch die Macht, zu schaden. Die Siege der Contrerevolution in Frankreich haben es wohl bewiesen. Und die Enkel Dupuis' beschützen den Papst in Rom.

Seite 423 sagt er: „Der Zweck aller Religionen ist, eine Verbindung der Menschen mit den Unsichtbaren, die man Götter nennt, herzustellen, und sie für die Bedürfnisse der Menschen zu interessiren. Die Mittelspersonen zur Herstellung dieser Verbindung sind pfiffige, gewandte Leute, die man Priester nennt, und die sich für Vertraute der Götter ausgeben und von ihnen eine chimärische Hülfe zu erschwindeln unternehmen.“ Und Seite 453: „Wir können leicht darthun, daß die Religion ebensowenig für die Gesetzgebung und die Sitte leistet, als sie Regen und schönes Wetter giebt. Wir brauchen sie also nicht. Wir brauchen nur die Gesetze und die Sittlichkeit, und beide lassen sich ohne Wunder einführen. Sie haben alle ihre Kraft aus ihrer Weisheit und Nützlichkeit zu ziehen, aus der Energie der Staatsgewalt, die sie ausführt, und aus einer guten Erziehung, welche die Staatsbürger auf sie vorbereitet.“

Nachdem er das namenlose Unheil, das zu allen Zeiten aus dem Aberglauben geflossen, angedeutet, fährt er fort:

„It est donc faux, qu'il soit plus utile de tromper les hommes, qu'il ne l'est de les instruire, que la religion soit au bien et que la philosophie, qui n'est autre chose, que la raison éclairée, soit un mal.“ „Es ist also falsch, anzunehmen, daß es nützlicher sei, die Menschen zu betrügen, als sie aufzuklären, es ist falsch, daß die Religion ein

Segen und die Philosophie, die doch nichts Anderes, als die aufgeklärte Vernunft ist, ein Uebel sein soll.“

“Tel est le sort, telle est la nature du bien, de ne pouvoir naître, que des sources pures de la vérité et de la philosophie.”

„Es ist das Loos, es ist die Natur des Guten, daß es nur aus den reinen Quellen der Wahrheit und der Philosophie entspringen kann.“

Es ist wahr, die große Frage ist die Unterrichtsfrage, und die ganze Schwierigkeit ist, Lehrer zu finden, die von allem Aberglauben frei sind. Wenn aber ein großer Augenblick den Freien die Staatsgewalt in die Hände legt, dann haben diese vor allen Dingen Seminarien zu gründen, in denen sich solche Lehrer bilden können. Versäumen sie es, freie Lehrer an die Stelle abergläubiger Schwindler zu setzen, so werden die verdummten Massen ihre eigene Freiheit freiwillig wieder zerstören, wie wir Dies wiederholt erlebt haben.

Angeregt von dem Gedanken eines gelehrten und großen Franzosen, eines der Weltbefreier des 18ten Jahrhunderts, preisen wir ihn glücklich, daß er es nicht erlebte, was geistig und sittlich verderbte Menschen aus seinem Vaterlande gemacht haben.

Amen !!!



## Inhalts - Verzeichniß.

---

Vorrede .....	Seite	3
Erste Rede.....	"	9
Zweite " .....	"	22
Dritte " .....	"	34
Vierte " .....	"	43
Fünfte " .....	"	52
Sechste " .....	"	64
Siebente " .....	"	70
Achte " .....	"	79











7/4

Q. 11









LIBRARY OF CONGRESS



0 013 129 517 0

